

VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
 Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
 Einzelne Nummer 15 Pf.
 Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mf. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
 SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
 Ausgabe für Speditoren:
 „Volksblatt“, Dönhofsstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
 Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
 Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
 Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 4.

Sonnabend, den 24. Januar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Ein „gelöstes Problem.“
 — Zum Wiener Schacher-Macher. — Moral, Moral. — Verfassungsrevision in Sicht? — Lebensmittel-Vertheuerung. — Zur Konzentration des Kapitals. — Wieder ein neuer Ernst. — Kinderarbeit. — Wieder unmoralisch.
 Gedicht. — Novelle. — Zur Lage der ungarischen Landbevölkerung. — Zur Krise in Deutschland. — Zur Webernoth. — Vom Reichstag. — Literarisches.

Aus der Woche.

— Die spanische Regierung macht öffentlich bekannt, daß der junge König von Spanien ein geistig und körperlich durchaus normal sich entwickelndes Kind ist. Herr meines Lebens, werden die ehrsamten Hidalgos ein Freuden- und Privat-Hochgeschrei über diese Botschaft erheben! Aber etwas ärgert mich, als Deutscher, und das sind diese spanischen Minister. Und sie nennen sich noch konservativ obendrein. Hat man schon so etwas gehört? Ein spanisches Königskind normal? Und nur normal? Der Sohn eines Begnadeten, mit dem bloße Sterbliche nach dem Hojzeremoniell nur auf den Knien liegend sprechen dürfen! O Zeiten, o Sitten! Wahr ist's! der Geist der Unbotmäßigkeit und Revolution geht durch die Welt wie ein brillender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Jetzt ist er gar schon in die spanischen Minister gefahren. Die Sache macht sich, meint Lehmann.
 — Der Vizepäsident des preussischen Herrenhauses, Hans von Kochow ist gestorben. Es ist dies jener Kochow, welcher den ehemaligen Polizeipräsidenten von Berlin, Hindelbey niederknallte. Man hat niemals gehört, daß der Hoch- und Edelgeborene wegen Mord belangt worden wäre.
 — Das Brot bleibt theuer. Der Reichstag hat mit 210 gegen 106 Stimmen beschlossen, von einer Herabminderung der Getreidezölle abzusehen. 210 deutsche Männer, welche sich alle in guten wirtschaftlichen Verhältnissen befinden, haben es als gerechtfertigt anerkannt daß auf das Brot des armen, darbenenden Volkes eine unmäßige Steuer gelegt werde, haben sich damit einverstanden erklärt, daß ungezählte, dem Volke abgepreßte Millionen in die Taschen reicher Grundbesitzer wandern. Und es waren viele darunter, die sich dieses Millionen-geschenk selbst votierten, und auch der ungepöbelte Dr. Bödel war dabei, der wie eine Dachrinne jahraus, jahrein überfließt von Phrasen, die gegen Kapital, Korruption und Volksausbeutung donnern, dessen ganze Kunst aber nur darin besteht, reichen dumms stolzen Bauernprogen den Bart zu kratzen. 70 000 Unterschriften gegen Aufhebung der Brotzölle rühmt er sich zusammengebracht zu haben. Geduld! Die Stunde der Abrechnung mit diesem „Heros“ wird auch schlagen, ebenso wie die mit allen denjenigen, welche sich aus der Haut ihrer armen, wehrlosen Volksgenossen Riemen schneiden.
 — Das Münchener Militärbezirksgericht verurtheilte einen Trainunteroffizier wegen Soldatenmißhandlung — er hatte einen Mann wegen eines geringen Vergehens zwei Ohrfeigen versetzt und mit den Steigbügeln über den Kopf gehauen, daß er blutete — zu einer Freiheitsstrafe von 45 Tagen. In der gleichen Sitzung wurde ein Soldat wegen Aufwiegelung zu 5/4 Jahren Festung und zum Nachdienen seiner übrigen Dienstzeit von diesem Zeitpunkt an verurtheilt. Die Aufwiegelung bestand darin, daß der Angeklagte seine Mitsoldaten veranlassen wollte, den Stall eine Stunde früher als vorgeschrieben zu verlassen. Und darum Räuber und Mörder und unglücklich für seine ganze Lebenszeit! Ein Kommentar ist überflüssig.

— Der Säbel haut. In Neumünster ließ ein Offizier einen Matrosen, der ihn nicht gegrüßt hatte, arretieren. Auf dem Gange zur Wache suchte der Matrose zu entspringen. Der Offizier zog seine Waffe und hieb den Ausreißer über den Kopf, daß der Degen in Stücke sprang. Und das Vaterland war wieder einmal gerettet!
 — Im Reichstage verteidigte der Regierungs-Kommissär von Mecklenburg das Verbot von Wählervereinsammlungen am Sonntag damit, man habe das Trommelfell der Wähler schonen wollen. Posttausend! Die mecklenburger Männlein scheinen sehr zart betrommelfell zu sein! Am Ende sind gar alle jeraphische Jünglinge, und vermuthlich hat ebendeshalb das Land der Obotriten den Ochsenkopf im Wappen? Der Herr Regierungs-Kommissär aus Mecklenburg scheint da von der geistigen Kapazität unserer deutschen Reichsboten eine sehr hohe Meinung zu haben, wenn er ihnen solche Romane erzählt. Der schönste Ehrenbeleidigungsprozeß wäre fertig, wenn sich nur ein unternehmender Rechtsanwalt fände.
 — Der französische Journalist Delabruyère, welcher wegen Theilnahme an der Flucht Padlewski zu dreizehn Monaten verurtheilt worden war, wurde vom Appellgerichtshof freigesprochen. Väterchen Jar hat daraufhin gleich eine Straß- und Zornrede in Form eines Zeitungsartikels nach Paris hintonnern lassen. Schadt nicht, meint Raule. Auch Padlewski hat man in Spanien gefangen haben wollen und schrie das Ereigniß mit vollen Lungen in alle Welt hinaus. Eine ganze Kohorte verschämter und unverschämter Lockspigel lächelte stillvergnügt ihre Knopflöcher an, und meinte, jetzt endlich müßten die Piepmäße flügge werden. Es hat wieder nicht sollen sein. Der angebliche Padlewski entpuppte sich als ein belgischer Schwindler und Halbtrottel.
 — Ein Schlosser des Feuerwerkslaboratoriums in Spandau ist unlängst gestorben ohne ärztliche Hilfe erhalten zu haben. Jetzt werden Daten bekannt, welche auf das ganze Kassenärzterwesen in dieser Stadt ein eigenthümliches Licht werfen. Für das gesammte Arbeiterpersonal der Gewehr- und Munitionsfabrik, 6 000 männliche und weibliche Arbeiter, sowie für deren Familien, sind nur 2 Kassenärzte angestellt, welche aber noch Privatproziß betreiben. An diese Ärzte müssen sich nun die Arbeiter wenden, da sie sonst extra bezahlen müssen. Der Arzt, welcher den verstorbenen Schlosser behandeln sollte, ist der einzige für 3 000 Arbeiter und Angehörige (ungefähr 6 000 Personen) außerdem noch Arzt der Ortskrankenkasse (ca. 1000 Mitglieder), dabei besitzt er eine große Privatpraxis. Unter solchen Umständen ist es allerdings nicht möglich, daß der Herr für einen armen Teufel von Schlosser Zeit übrig hat. Die Hauptschuld trifft hier nicht den Arzt, sondern den Staat. Woher nimmt dieser das Recht, sich einen Kulturstaat zu nennen, wenn er einen solchen Zustand duldet?
 — In Wien stand eine Frau vor Gericht, unter der Anklage, sie hätte Mannspersonen durchs Schlüsselloch sehen lassen, während sie Frauen massirte (insetete). Sie wurde freigesprochen. Diese Anklage erhob durch eins seiner Organe derselbe Staat, welcher den Menschenhandel duldet und davon noch Steuern erhebt! Es wäre zum Lachen, wenn einem nicht der Ekel die Kehle heraufstiege. Psui Teufel!
 — Einstimmig, mit 532 Stimmen, genehmigte die französische Kammer den vom Minister des Innern verlangten Kredit von 2 Millionen Francs für die durch die ungewöhnliche Kälte nothleidenden Bewohner der Städte. Ein weiterer Kredit soll für die Armen des flachen Landes eröffnet werden. Wir kennen die geheimen Beweggründe der französischen Nachthaber nicht, vermuthlich sollen die zwei Millionen eine Art Bestechung sein, damit das französische Proletariat sich ruhig verhalte, und sich lammsfromm weiter scheeren lasse. Mit dieser Ansicht wäre Herr Constans allerdings auf dem Holzwege. Aber besser als nichts sind die 2 Millionen doch. Das Proletariat soll alles hinnehmen,

was es kriegen kann, natürlich nur, wenn es keine Gegenverpflichtung auf sich zu nehmen braucht. Aber was thut der deutsche Reichstag? Er beschließt mit Zweidrittelmajorität den Brotpreis so hoch als möglich zu halten. Und Berlin? Die neue Leuchte der Welt, seitdem das Babel an der Seine altersschwach und abgetadelt worden? Der Magistrat erhöht bei Eintritt des Winters den Preis des Hektoliters Koaks um 20 Pf. Und da stellen sich diese Freisinnigen noch auf den Markt der Deffentlichkeit, preisen ihren Mannesmuth und ihre Liebe zum Volke und belästigen jeden mit ihren Beteuerungen, sie seien weder Böllner noch Sänder, noch Brodvertheurer. Eine eiserne Stirn ist mehr werth wie ein Meierhof, sagte einmal einer, und er mußte es wissen, denn er war groß im Volke der Bourgeois.
 — Die „Freie Volksbühne“, eine Schöpfung der Berliner Arbeiter, zählt 1713 Mitglieder. Die Einnahmen betragen bis zur letzten Generalversammlung 4720,84 Mark, die Ausgaben 4002,30 Mark. Das Einschreibegeld, das früher mit 1 Mark festgesetzt worden war, beträgt von nun an nurmehr 50 Pf. Die Berliner Arbeiter haben alle Ursache die freie Volksbühne auch fernerhin zu stützen und auszubauen, sie haben durch die Gründung und bisherige Förderung dieses Institutes mehr wirkliches Kunstverständnis gezeigt, als der ganze Mob in Seidenhüten zusammengenommen.
 — Rechtsanwalt Hoffmann in Leipzig wurde in mehreren Fällen verurtheilt, weil er als Vertreter von Arbeitervereinen und einzelner Arbeiter dem Polizeiamt und einem Polizeikommissär schriftlich tüchtig die Meinung gesagt hatte. Bei der Verhandlung vor dem Schöffengericht wurde die Deffentlichkeit ausgeschlossen. O rühret nicht daran, an der sächsischen Polizei nämlich. Wie wäre es, wenn man die so empfindlichen Herren unter einen Glassturz stellen würde. Die Arbeiter wären es gewiß zufrieden.
Ein „gelöstes Problem“.
 I.
 ss. Die Konzentration des Kapitals vollzieht sich bereits heute mit einer Schnelligkeit, welche selbst die begeisterten Benrunderer des herrschenden Wirthschaftssystems stuhig zu machen beginnt; weniger, weil hierdurch die Kluft zwischen den Trägern der Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital, auf deren Gegenfälligkeit ja die kapitalistische Kultur beruht, naturgemäß immer unüberbrückbarer wird, sondern vielmehr, weil dieser rapide Entwicklungsprozeß in den Reihen der Besitzenden selbst fürchtbare Verheerungen anrichtet. Die Aufsaugung des kleinen Kapitals durch das große gleicht im Zeitalter der Trujis und Ringe nur noch dem Abschachten eines Wehrlosen durch eine übermächtige und wohlorganisirte Räuberbande.
 Aber auch die Erkenntniß, daß mit der endgültigen Vernichtung des sogenannten „Mittelstandes“ die Mission des Kapitalismus erfüllt und seine Ablösung durch die sozialistische Wirthschaft dann unausbleiblich ist, scheint einem Theile unserer Bourgeoisie aufzudämmern. Kein Wunder, daß das alte Lied von der „Lebensfähigmachung des Handwerks und Kleinbauernstandes“ wieder in allen Tonarten gesungen wird. Wähte man nur auch, wie und wodurch das geschehen soll!
 Eine Zeit lang setzte man große Hoffnungen auf den Allerweltshelfer „Staat“, dieser, als Klassenstaat, der in erster Reihe die Interessen der herrschenden Klasse, in unserem Falle also des industriellen und landwirthschaftlichen Großkapitals zu vertreten hat, blieb jedoch taub.
 So ist man denn schließlich zu folgender Kalkulation gekommen:
 „Angenommen die bösen Sozialdemokraten haben Recht, der heutige Staat will und kann dem Kleinbetrieb nicht helfen, ist gesagt, daß wir selbst es nicht können?“

Sollte sich nicht innerhalb der herrschenden kapitalistischen Produktionsweise ein Mittel finden lassen, das Kleingewerbe konkurrenzfähig zu machen? Vielleicht durch so etwas wie ein perpetuum mobile?"

Nach dem „Reichsboten“ soll jenes Mittel wirklich gefunden sein. Hören wir, was derselbe hierüber in einem „Die Lösung eines sozialen Problems“ über-schriebenen und in An-schluss an einen Vortrag des Prof. Niedler über „Zentralisierte Luftdruckerzeugung“ veröffentlichten Artikel vor Kurzem schrieb.

Auf dem gewerblichen Gebiete ist keine Frage augenblicklich von so hoher sozialer Bedeutung, wie die Versorgung des Kleingewerbes mit billiger Betriebskraft. Ohne Maschinen kann kein Gewerbe, das nicht vorzugsweise auf der Handgeschicklichkeit beruht, mehr bestehen. Dagegen stimmen die meisten Kenner des Gewerbes darin überein, daß sie das Kleingewerbe unter einer Bedingung noch für lebens- und entwicklungsfähig halten, unter der Bedingung nämlich, daß ihm eine billige motorische Kraft zugeführt wird. Nichts verschafft der Großindustrie eine so bedrohliche Ueberlegenheit, als die Billigkeit der Kräfteerzeugung im großen. In jeder anderen Beziehung produziert sie theurer als das Kleingewerbe, in welchem der Besitzer sein eigener technischer und kaufmännischer Direktor, Buchhalter, Kassierer und Verkäufer ist; dem Kleingewerbe stehen außerdem Absatzwege offen, welche der Großbetrieb entweder gar nicht oder nur durch den Zwischenhandel zu finden vermag, und das entschädigt für etwaige Mehrkosten im Bezug des Rohmaterials. Verfügt der kleine Produzent über die nötige kaufmännische Vorbildung (die zu erwerben übrigens auch noch sehr erleichtert werden muß) so kann er in den meisten Fällen den Wettbewerb wohl aufnehmen, — vorausgesetzt eben, daß er nicht an der übermäßigen Kostspieligkeit seines Kräfteerzeugers scheitert.

Das Problem, unserm Kleingewerbe eine billige Kraft zuzuführen, ist aber nunmehr gelöst, und zwar in der zentralisierten Luftdruckerzeugung. Dieselbe ist in jüngster Zeit so vervollkommen worden, daß sie allen, auch den höchsten Anforderungen an Billigkeit, Sicherheit und Mannigfaltigkeit der Verwendung genügt, ja sie übertrifft bereits in wichtigen Beziehungen die vollkommensten Dampfmaschinen.

Wir wollen vor allem darauf hinweisen, daß der Kleingrundbesitz der Kleinbauer, von dieser billigen Betriebskraft so gut wie nichts profitieren würde.

Jedoch das Verfehlte dieser Problemlösung liegt nicht in seiner Halbheit, sondern beruht auf einer vollkommenen Unkenntnis der geschichtlichen Entwicklung.

In dem Kampf zwischen Groß- und Kleinkapital handelt es sich um die Frage, können wir überhaupt zur überlebten und unvollkommenen Waarenproduktion der Feudalzeit zurückkehren oder muß die kapitalistische Wirtschaft, die jener gegenüber doch einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, ihren notwendigen Verlauf nehmen?

Die Sozialdemokratie, welche den geschichtlichen Werdegang der kapitalistischen Kultur aufs Gründlichste klar gelegt hat, ist hierüber auch nie im Zweifel gewesen; auf die kapitalistische Gesellschaft folgt die sozialistische unabänderlich, am allerwenigsten ist eine Rückkehr zur feudalen Wirtschaftsweise zu befürchten, da deren Existenzbedingungen bereits so gut wie vernichtet sind. Die Scheidung der Gesellschaft in zwei Klassen, wovon die eine Eigentümerin der Produktionsmittel, die andere der nackten Arbeitskraft ist, die sich beide als rechtlich freie Käufer und Verkäufer gegenüber treten, ohne welche eine kapitalistische Waarenproduktion mit ihrem charakteristischem Merkmal einer Mehrwertvergewinnung durch gekaufte, fremde Arbeitskraft nicht denkbar ist, muß als in der Hauptsache vollzogen angesehen werden. Die Unmasse ehemaliger feudaler, selbstständiger Produzenten ist mehr oder weniger gewaltsam von ihren Produktionsmitteln getrennt d. h. proletarisiert worden; der heutige Untergang des Kleinbetriebes bedeutet nur eine Fortsetzung jenes Entzweiungsprozesses. Das unausgesetzte Bestreben, alle Produktionsmittel in die Hände immer Weniger zu konzentrieren, kann doch erklärlicherweise heute nur noch durch die Auffangung des vorhandenen Kleinbetriebes realisiert werden. Will man aber jene Auffangung verhindern, so kann dies nicht durch die unmögliche Rückkehr zur Feudalwirtschaft geschehen, sondern einzig dadurch, daß das Kleinkapital den Kampf gegen das große auf dem Gebiete aufnimmt, auf dem es sich bisher seine entscheidendsten Niederlagen geholt hat, auf dem Gebiete der Betriebskosten. Nur wenn der Kleinbetrieb im Stande ist, die modernen Errungenschaften der Technik und Maschinerie, welche bisher dem wirtschaftlich stärkeren Großbetriebe zu Gute kommen, auch für sich voll auszunutzen, kann er als konkurrenzfähig angesehen werden.

Zum Wiener Schacher-Macher.

F. H. G. Mit einer erschütternden Grubenkatastrophe beginnt in Oesterreich das neue Jahr. In den größten Wilzeleischen Kohlenwerken im Reviere von Mährisch-Odrau fand eine Explosion schlagender Wetter statt, die 60 Arbeitern das Leben kostete. Natürlich er-mangelt die telegraphischen Berichte nicht hervorzuheben, daß die leitenden Persönlichkeiten, der Bergdirektor K. u. d. der Oberingenieur P. sich sofort an die Spitze der Rettungsarbeiten gestellt hätten, welche „Rettungsarbeiten“ sich hauptsächlich nur auf die Heraus-schaffung der Leichen beschränken müssen. Es wird auch hinzugefügt, daß gerade der Schacht, in welchem die Explosion erfolgte, ein

bergmännischer Musterbau gewesen sei, um so sonderbarer ist es, daß in diesem „musterhaft gebauten“ Schachte eine Explosion von solcher Gewalt stattfinden konnte, daß auf 1000 Meter Entfernung andere Schachtbauten zusammenbrachen, wodurch der Zugang zur Unglücksstätte wesentlich erschwert ist. Voraus-sichtlich wird ja auch die berg-gerichtliche Untersuchung ergeben, daß dem Eigenthümer des Bergwerks kein Verschulden an dem Unglücksfalle zukommt, umso gerechtfertigter wird man aber den Anspruch der Bergleute finden müssen, daß eine von den Naturgewalten mit steter Gefahr für Leib und Leben begleitete Arbeit nicht mit einem dürftigen Tagelohn abgegolten werde.

Graf Wilzele ist einer von den sieben Glücklichen, in deren Besitz sich der sogenannte Komplex der Mährisch-Odrauer Kohlengruben befindet. Vor wenigen Tagen hat derselbe im Verein mit dem Grubenbesitzer Grafen Larijch der Nordbahngesellschaft ein Kaufangebot für ihren Grubenanteil unterbreitet, welches dem vor einigen Wochen unter dem Titel Schacher-Macher von uns behandelten Verkaufsobjekte eine ganz eigenartige Wendung giebt. Als ein lehrreiches Exempel kapitalistischer Manipulation haben wir jüngst an dieser Stelle dargelegt, wie Herr Baron Rothschild als großmächtiger Hauptaktionär der Nordbahn mit Herrn Baron Rothschild als ebenso großmächtigem Hauptaktionär der Kreditanstalt ein Kaufgeschäft bezüglich der Kohlenwerke der Nordbahn abschließt, wobei er die Großmuth übt, für dieses mit 6 Millionen in die Bilanz eingestellte Objekt, den Betrag von 8 Millionen zu bieten. Diese an und für sich hinfänglich gekannte Kauf- und Verkaufsgeschichte hat nun durch das von dem Grafen Wilzele im Vereine mit dem Grafen Larijch eingebrachte Kaufangebot erst recht seine Würze empfangen. Die Herren Grafen Larijch und Wilzele sind nämlich gewiegte Geschäftsleute und sie kalkulierten mit Recht, daß ein Kohlenwerk, welches bei einem ausgewiesenen Jahresertragnisse von mehr als 1 700 000 fl. mit nur 6 Millionen bilanziert erscheint, unter Brüdern nicht bloß jene 8 Millionen fl. werth ist, welche Baron Rothschild sich selber dafür bietet, sondern auch mit zehn Millionen noch lange nicht nach seinem wirklichen Werthe bezahlt ist. Und sie boten in der That der Nordbahn für ihre Kohlenwerke den Betrag von 10 Millionen fl. Nun sollte man glauben, die Nordbahngesellschaft werde mit beiden Händen nach dieser glänzenden Offerte greifen, denn es ist selbst für eine so reiche Gesellschaft doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, gewissermaßen über Nacht einen Mehrbetrag von 2 Millionen ins Haus geholt zu bekommen. Aber weit gefehlt! Die Nordbahn ist sehr geneigt, die 10 Millionen der Grafen Larijch und Wilzele zu restituieren, weil dem Herrn Baron Rothschild seine eigenen 8 Millionen einen größeren Profit in Aussicht stellen. Das wird einem gewöhnlichen Menschenfinde nicht recht einleuchten, ist aber folgendermaßen zu verstehen: Herr Baron Rothschild will die Kohlenwerke der Nordbahn in eine Aktiengesellschaft umwandeln, wobei es in erster Linie auf den Agiogewinn abgesehen ist. Man rechnet nun darauf, daß es ohne viel Mühe mit Hilfe der entsprechenden Kestame gelingen werde, die Aktien der neuen Kohlen-gesellschaft mit einem Agio bis zu 50 pCt. oder noch mehr, an den Mann zu bringen. Da nun die Vereinbarung zwischen der Nordbahn und der zu gründenden Gesellschaft dahin gehen soll, daß den alten Aktionären der Nordbahn von vornherein die Hälfte der neuen Aktien gesichert bleiben, so handelt es sich hier um einen Profit von mindestens 1 1/2 Millionen auf den diese armen Aktionäre verzichten müßten, wenn die Kohlenwerke der Nordbahn nicht an die neue Gesellschaft, sondern an die Grafen Larijch und Wilzele verkauft würden. Diese Argumentation, laut welcher bei einem Kohlenwerke nicht der Produktionswerth der gefördert Kohle, sondern der durch die Börsetechnik hinausgetriebene Kurs der Aktien den Maßstab für die Preisbestimmung bildet, gehört ohne Zweifel zu den reizendsten Blüthen der kapitalistischen Moral. Man kann den Eynismus kaum noch weiter treiben, als wenn man öffentlich verkündet — oder was dasselbe ist, durch seine publizistischen Freunde verkündet läßt, daß man ein Kaufangebot von 10 Millionen für ein Objekt zurückweise, weil das niedrigere Angebot von 8 Millionen dem Agioschwindel einen weiteren Spielraum bietet.

Nun ist das ganze Geschäft nicht zu Stande gekommen. Herr Baron Rothschild weist das Offert der Grafen Larijch und Wilzele zurück, plötzlich wird aber auch das Offert der Kreditanstalt als gar nicht existierend bezeichnet, die Kohlengruben der Nordbahn verbleiben im Besitz der Gesellschaft. Es wird versichert, die Regierung habe ihren ganzen Einfluß angewendet, um das Zustandekommen des arztüchtigen Geschäftes zu verhindern, damit öffentliche Erörterungen vermieden werden, die auf die heuer stattfindenden Neuwahlen für den Reichstag einwirken könnten. Das konservativ ge-hässig-kerikal verschrieene Kabinet Taaffe vertritt sich nämlich mit der kapitalistischen Bourgeoisie sehr gut und es liegt in seinem System, dieselbe nicht allzu tief hinabdrängen zu lassen.

Aus dem Verkauf der Kohlenwerke ist nichts geworden. Herr Baron Rothschild wird sich auch künftighin mit der mindesten 20 pCt. Dividende dieses Werkes begnügen und auf den erhofften Agiogewinn verzichten müssen, bis sich vielleicht doch eine günstige Gelegenheit ergibt, denselben zu realisieren.

Nach-schritt der Redaktion. — Zu dem oben ge-schilderten Geschäft erfahren wir noch aus österreichischen Blättern, daß trotz des rückgängig gemachten Handels

Nothschild doch noch Profit macht, die Nordbahn überläßt ganz einfach den Verkauf der von ihr produzierten Kohlen der Kreditanstalt, deren Hauptaktionär Rothschild ist. Die Zeitungen berechnen, daß der jährliche Gewinn der Kreditanstalt an dem Verkauf der Nordbahnkohlen auf 5—600 000 fl. veranschlagt ist.

Moral, Moral!

Wir haben kürzlich eine Notiz über das Buch „Prostitution und Abolitionismus“ von Dr. Tarnowski (Hamburg, Voh, 1890) gebracht, in welcher wir zeigten, daß der Verfasser der Prostitution gegenüber vollständig auf dem Bourgeoisstandpunkt steht und die Prostitution nicht als Folge der sozialen Verhältnisse, sondern der angeborenen Lasterhaftigkeit erklärt.

Ein Zeugniß aus solchem Mund wiegt doppelt schwer. Wir drucken einen Passus aus seiner Schrift ab, welcher die Verhältnisse in London schildert. Ein furchtbarer Bild von der Verjüngtheit der gegenwärtigen Gesellschaft kann wohl nicht gezeichnet werden. Was sind dagegen die Schilderungen eines Juvenal aus der römischen Kaiserzeit!

Wir geben den Passus ohne Veränderung, nur mit einigen Streichungen.

„Jedem Fremden, der sich in London einige Tage aufhält, muß daselbst die Straßenprostitution auffallen, die dort so unverschämmt und ausdringlich ist. Man kann die großen, hell beleuchteten Straßen am Abend nicht passieren, ohne von Duzenden von Dirnen aufgehalten zu werden, die laut in grober, unverblämter Weise sich anbieten. Und das geben die Engländer selbst seit lange zu: „Unsere Prostitution ist so schrecklich.“ sagt Dr. Talbot¹⁾, Schriftführer des Vereins zur Verminderung der Prostitution, „daß jährlich nicht weniger als 8000 junge Mädchen und Kinder durch sie in Folge von Krankheiten und Selbstmord zu Grunde gehen.“ Und das ist vor mehr als 50 Jahren gesagt worden. Im Jahre 1836 hat Dr. Talbot in nur einem Stadttheil Londons (Lambeth) 1173 öffentliche Häuser persönlich besucht und auf Grund seiner Untersuchungen die Zahl der Bordelle in ganz London auf mindestens 5000 berechnet.

Außerdem bestanden bereits damals in London gegen 5000 Kneipen (gin-palaces), wo die Besucher von Dirnen angetrunken und geplündert wurden.

Und daneben liegen die Besitzer der luxuriösen Bordelle des West-Ends überall frei am Tage durch Straßenkommissionäre Bekanntmachungen vertheilt über die Ankunft neuer Mädchen oder Veränderung des Wohnortes u.

Einer der am meisten frappirenden und abschreckenden Züge der Londoner Prostitution — sagt Michelot in den 1850er Jahren — ist das frühe Alter ihrer Opfer.²⁾

Nicht nur Mädchen, sondern auch Knaben wurden in öffentliche Häuser gelockt und der Unzucht geopfert, wie es auch in Konstantinopel der Fall ist, wo die Prostitution ebenfalls frei ist; dann wurden sie als öffentliche Kinaden angeboten. So hat der Prozeß William Scheris, der der Tödtung seines eigenen Sohnes verdächtig war, erwiesen, daß in seinem Bordell beinahe 30—40 Mädchen und Knaben im Alter von 9—18 Jahren gehalten wurden.³⁾

Die auffällige Jugendlichkeit der öffentlichen Frauenzimmer, welche die Prostitution in London charakterisirt, ist nach Michelots Worten eine direkte Folge der unbeschränkten Freiheit der Prostitution. „Die Grundzüge der Freiheit und Unantastbarkeit des Domizils, die bei ihrer Anwendung auf die Prostitution letztere in England der regelmäßigen Beaufsichtigung entziehen, bewirken einerseits Föhlung der Prostitution mit dem Diebstahl, andererseits Erweiterung des Mädchenhandels, besonders des Handels mit kleinen Mädchen, überhaupt mit Kindern.“

Außerdem begünstigt, Michelots Meinung zufolge, der Nationalcharakter der Engländer die Entwicklung des Prozenetismus. Der nüchterne, stets vom Geschäft in Anspruch genommene Engländer hat weder Zeit noch Lust, sich von Gefühlen leiten zu lassen und überhaupt Vergnügungen anzufuchen, besonders in geschlechtlicher Hinsicht. Aber er hat Geld und dafür müssen ihm andere alles besorgen und einrichten, was er begehrt.

Diesem Grund-satz des englischen Charakters, wodurch jeder Engländer, der es liebt, seine Bedürfnisse rasch, bequem, ohne Lärm und ohne äußere Verletzung der Respektabilität zu befriedigen, beständiger Klient aller möglichen Kupplerinnen und Bordelle wird; dazu der durch nichts eingeschränkten Freiheit des Prozenetismus in allen seinen Gestalten — diesen Umständen verdankt der Mädchen- und Kinderhandel in London sein Emporblühen. Diese Waare hat ihren gangbaren Preis so, wie jede andere. Der Preis der Jungfräulichkeit schwankte damals (Michelot) zwischen 500 und 2500 Franks. Dazu kommt noch, daß gewisse Repräsentanten des geheimen Prozenetismus, die den äußeren Anstand zu wahren verstehen, lange nicht die Verachtung hervorrufen, welche die englische Gesellschaft so gern auf Bordellbesitzerinnen in Ort-schaften mit geregelter Prostitution überträgt.

¹⁾ Ryan, Prostitution in London, 1839.

²⁾ Michelot, La Prostitution en Angleterre, 1875.

³⁾ Ibid.

So überreichte z. B. in Edinburg die *jeunesse dorée* (Stammgäste des öffentlichen Hauses) per Subskription der Besitzerin desselben ein silbernes Service als Ausdruck ihrer Dankbarkeit für gute Leitung des Geschäfts und die Sorgsamkeit, mit der sie beständig bestrbt war, ihre Anstalt auf der Höhe ihrer Forderungen zu erhalten.¹⁾

Und diese Thatsache steht nicht vereinzelt da.

Es tummelt sich in London, sagt der Verfasser des bekannten, im Jahre 1885 in *Pall-Mall-Gazette* erschienenen Artikels²⁾, eine ungeheure Herde von Prostituirten; ihre Anzahl kennt Niemand, doch es sind ihrer wahrscheinlich nicht weniger als 50 000. Das sind alles Opfer, die vom Rachen des Londoner Minotaurus zermalmt wurden. Derselbe ist unersättlich, er nährt sich von Mädchen und verzehrt sie allnächtlich in großer Menge, während die Stadt ruhig und ungestört schläft. Verstärkung der polizeilichen Aufsicht ist in diesen Sachen umsonst, da sie mit Wissen und unter dem Schutz der Polizei geschehen, so daß man ihr eher sagen müßte — hands off! Die schneiflichsten und niedrigsten Verbrechen werden in London straflos, beständig und systematisch verübt; die geschlechtliche Korruption hat sich bis zu geschlechtlichem Kriminalismus (*sexual criminality*) gesteigert.

„Im Laufe von vier Wochen“, sagt Mr. Stead, „habe ich mit zwei, drei meiner Mitarbeiter die Londoner Hölle besichtigt. Die Stadt, die in der Nacht vom Glanze zahlloser Gasflammen überglänzt wird, ist lauter wie Gomorrha und sie scheint nicht die Strafe des Himmels. Ich traute meinen Augen nicht — vor mir war eine andere Welt; dieselben Leute, die wir überall in Klubs, im Gericht, an der Börse antreffen, hatten ein ganz anderes Aussehen, sie waren nicht zu erkennen, sie führten ganz andere Reden und besaßen eine besondere Moral.“

Die geheimen Nachspürungen der Redaktion der *Pall-Mall-Zeitung*, die kein Geld schonte, um das Vertrauen gewisser entsetzlicher Matronen, Kupplerinnen und Verleeranten zu gewinnen, führten zu dem Ergebnis, daß man in London zu jeder Zeit für einen bestimmten Preis eine unberührte Jungfrau bekommen kann. Das wird sehr einfach und leicht bewerkstelligt mit sicherem Erfolg und völliger Gefährlosigkeit. Mädchen von zarter Jugend werden durch betrügerische Verlockung oder mit Gewalt in abgeperrten Zimmern der Londoner Lupanare untergebracht und dort in frecher Weise genöthigt. Dieses Gewerbe wird regelrecht betrieben; der Kauf und Verkauf der Mädchen geschieht stückweise. Nachfrage auf die im Handel so genannten „*fresh girls*“ ist immer da, und die Besitzerinnen der Häuser suchen stets einen Vorrath zu besorgen, damit sie nicht ihres Rufes verlustig gehen. Die meisten solcher Kommissionskontoren haben ihre beständigen Klienten, die jeden Monat oder sogar jede Woche der Dienste des Handelshauses bedürfen. So war z. B. nach der Angabe einer erfahrenen Besitzerin einer solchen Anstalt ihr bester Klient einer Dr. X., der zuerst allwöchentlich eine *virgo intacta* verlangte, und später alle 15 Tage drei, und das im Laufe vieler Jahre. Der Preis dieser Jungfrauen beträgt je nach ihrem Alter und ihren persönlichen Eigenschaften 5, 10, 20, 40 Pfund Sterling. In einigen Stadttheilen, wie in East-End, übersteigt das Angebot die Nachfrage; die dem Trunk ergebenen Eltern verkaufen ihre Kinder selbst; in der Dalton-Straße kann man sie zuweilen buchendweise kaufen. (Ibidem, chapter I, p. 3.)

Die Anzahl der frisch verführten Minderjährigen ist stets eine bedeutende. Der Handel damit wird immer so gros geführt. Die Käufer sind sehr verschiedene Leute, auch Geistliche, die sich angeblich mit der Vertheilung von Broschüren beschäftigen.

In einigen Häusern garantiren die Besitzerinnen selbst für die Jungfräulichkeit der Waare; in anderen Fällen wird die Befähigung seitens eines Arztes oder einer Hebamme verlangt. Beides wird leicht besorgt, und der Preis eines ärztlichen Zeugnisses beträgt 1—2 Pfund Sterling.

In der Zeitung ist ausführlich beschrieben, wie man sie später in die fatalen Verstecke lockt, von wo es kein Entrinnen mehr giebt. Dieselben sind häufig unterirdische Räume, von oben bis unten gepolstert, ihre Eingänge werden fest verkrampelt und die Fenster sind mit fest schließenden Läden und doppelten Vorhängen versehen. Das Geschrei der Minderjährigen dauert übrigens nicht lange und läßt sich leicht durch ein Tuch oder Kissen ersticken; für manche Männer ist es ein besonderer Genuß — jede Note des kindlichen Schreiens verstärkt ihre Wollust. Zuweilen wird Opium zum Einschlafen kleiner Mädchen angewandt; die Unglückliche verfiel in einen todesähnlichen Schlaf; beim Erwachen am Morgen erhebt sie Geschrei, indem sie nicht begreift, was mit ihr geschehen ist, doch sie kann vor Schmerz nicht aufstehen. Man tröstet sie, man sagt ihr, daß alle Mädchen das durchmachen müssen, daß das Schreien umsonst ist; man sucht sie einzuschüchtern. Dazu überredet man sie, daß sie von jetzt an wie eine große Dame leben wird — nur zu ihrem Vergnügen. Allmächtig findet sich das schmerzlose Geschöpf

in seine Lage, bleibt in dem Hause wohnen und wird zu dessen bestem Schmutz. So geschieht es mit kleinen Mädchen im Alter von 10—13 Jahren. Die gewaltsame Entjungferung älterer Mädchen, 16jähriger z. B., stößt auf größeren Widerstand, — es entsteht ein Kampf mit dem ganzen Körper, mit den Zähnen und Nägeln, — der Kampf für die Jungfräulichkeit. Derselbe dauert so lange, bis dem Opfer die letzten Kräfte schwinden. Zuweilen werden hartnäckige Mädchen mit Händen und Füßen an das Bettgestell angebunden — zur größeren Bequemlichkeit schwacher, entkräfteter reicher Wäflinge. Solche Maßnahmen sind in London in Gebrauch, und auch in Liverpool, in den Lupanarien der Anna Rosenberg.

Ferner giebt es in London Personen, die sich speziell mit dem Aufziehen und Vorbereiten von Mädchen zum Prostitutionsgeschäft befassen, technisch ausgedrückt — Personen, die Kinder für die Prostitution „trainiren“.

Auch der Exporthandel mit Weibern wird in England in großem Maßstabe betrieben. Die Verkäufer der weißen Sklavinnen tragen ihre Waare wie Ballen auf den großen Centralmarkt London zusammen und von hier geht die Ausfuhr nach der ganzen Welt. Sie werden gekauft, getauscht, verhandelt. Die Mädchen werden aus London und den Provinzen zusammengebracht. In Manchester giebt es eine besondere Firma dazu. Sie werden nach Brüssel, Antwerpen, Lilles, Boulogne, Ostende, Paris, Holland und anderen Orten verhandelt. Das Geschäft wird regelrecht betrieben; der Preis beträgt pro Stück 10 Pfund Sterling; es werden vorzüglich 13—14jährige Mädchen exportirt, doch sind darunter auch 8—9jährige.

Die von Stead in der *Pall-Mall-Gazette* gemachten Enthüllungen zeichnen sich durch solche Umständlichkeit und Genauigkeit aus, daß keine Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit zulässig waren.

Zuerst wurden die Enthüllungen der *Pall-Mall-Gazette* mit Entrüstung aufgenommen, doch bald kam man zur Einsicht, daß der wahre Schuldige nicht derjenige ist, der eine gewisse Handlung ausübt, sondern der, welcher sie begangen hat, und die öffentliche Meinung schlug zu Gunsten der *Pall-Mall-Gazette* um, indem sie verlangte, man solle das Verüben solcher Handlungen als verbrecherisch und dem Gericht unterliegend anerkennen, wenn es nicht unmöglich gemacht werden könne.

Zu derselben Zeit erschien im *Lloyd News-paper* ein Artikel: „Eine Mutter, die ihre Tochter sucht.“ Darin war vom Verschwinden der 14jährigen Elise Armstrong die Rede, und wurde Stead nebst seinen Mitarbeitern beschuldigt, sie geraubt zu haben.

Stead veröffentlichte selbst in der *Pall-Mall-Gazette* die Details des Ankaufs der 13jährigen Elise, den er durch Vermittlung einer erfahrenen Kupplerin gemacht hatte. Als er während seines Aufenthalts in der Schweiz erfuhr, daß darüber eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und der Befehl ergangen sei, ihn zu verhaften, telegraphirte er, daß er allein die Verantwortung in dieser Sache auf sich nehme und nach England reise, um sich der Gerechtigkeit zu überliefern. Steads Prozeß wurde dem Geschworenen-Gericht überwiesen, wodurch alle frappirt waren, da die englische Regierung, welche die wirklich ungeheuerlichen Verbrechen, die täglich in London verübt werden, ignorirte und die berüchtigte Kupplerin Jeffries straflos einhergehen ließ, mit besonderem Eifer die Verfolgung Steads und seiner Mitarbeiter betrieb, also der Leute, die ihr Leben dem Bekämpfen dieser Schandthaten gewidmet hatten. Auf die Frage „ist das Kind ohne Einwilligung des Vaters entführt worden?“ mußten die Geschworenen bejahend antworten.

Stead wurde verurtheilt und verdienftermaßen bestraft dafür, daß er ungebeten solche unanständige und schockirende Thatsachen in der hochsittlichen und von Selbstachtung durchdrungenen englischen Gesellschaft zu enthüllen wagte.

Erst am 12. Januar 1886 wurde Stead nach Abbüßung seiner Strafe aus dem Gefängniß entlassen, und am nämlichen Abend betheiligte er sich an einem großen Meeting, das ihm zu Ehren in Exeter-Hall zusammenkam.

In Folge der Panik, die durch den sensationellen Prozeß Steads auf dem Markte entstand, waren die Preise auf lebendige Waare etwas gestiegen. Doch bald war die Krisis vorüber, das Geschäft ging ruhig seinen Weg weiter, und in letzterer Zeit „hat sich — technisch gesprochen — der Markt belebt, die Nachfrage gesteigert, die Bestellungen nehmen stets zu.“

Endlich ist aus den Enthüllungen, die im vorigen Jahre (1889) in der *Pall-Mall-Gazette* und *Truth* bezüglich der Telegraphisten in Clevelandstreet gemacht worden sind, ersichtlich, daß die pöberastige Prostitution in London in ungebundener Weise von den Repräsentanten der nobelsten Familien Englands unterhalten wird. Der Minister des Innern Mathews hat nicht umsonst alle Anstrengungen gemacht, um einen Prozeß zu unterdrücken, aus dem hervorgehen dürfte, daß eine so gemeine, zynische Mißachtung der moralischen

Grundsätze in einem gewissen Theil der Londoner Gesellschaft eigentlich als gewöhnliche Sache gilt.“

Verfassungsrevision in Sicht?

H. M. Bald nach dem Sturze des Fürsten Bismarck aus allen seinen Aemtern entspannen sich eine Zeit lang in der deutschen Presse lebhaftere Erörterungen über einen Gegenstand, der sonst abseits des öffentlichen Interesses gelegen hatte und nur in den Hörsälen der Hochschulen sowie in dickeibig-gelehrten Werken von Professoren abgehandelt war: Die Verfassung des deutschen Reiches.

Das war kein Wunder! Mußte doch die Grundlage des deutschen Reichsbaues bedenklich erschüttert sein, wenn der Staatsmann, den man immer als einen der stärksten Tragepfeiler des Reiches angesehen und der nicht mehr als eine Person sondern als eine Institution galt, zusammenbrach.

Dunkel und unklar fühlte man, daß hier irgend eine Verschiebung vor sich gegangen sei, eine durchgreifende, die Grundlagen des staatlichen Lebens umgestaltende Veränderung sich vollzogen haben müsse. Bismarck hatte seine fast unbegrenzte Machtvolle verloren und die Frage, auf wen diese übergehen sollte, beschäftigte naturgemäß die Presse aller Parteien in hohem Grade.

Bald in diesem, bald in jenem Lager tauchten mehr oder minder verbürgte Nachrichten auf von einer beabsichtigten Neuordnung der Reichsämter, von der bevorstehenden Schaffung von Reichsministerien, kurz von allerlei nothwendig gewordenen und in naher Aussicht stehenden Reformen der Reichsverfassung. Durch diese Neuerungen, so vermuthete man, wolle die Regierung die in der Hand des ersten Reichskanzlers gelegte Macht theilen, an die Stelle eines großen Pfeilers viele kleine setzen. Obgleich sich die Regierung früher mit ganzer Kraft gestraubt hatte, Veränderungen an der Reichsverfassung vorzunehmen, und es daher unwahrscheinlich erscheinen mußte, daß umfassende konstitutionelle Reformen geplant seien, so fanden jene Nachrichten doch in weiten Kreisen Glauben. Man träumte ja damals noch von der „neuen Aera“, von „konstitutioneller Fortentwicklung“. Auch an der Thatsache, daß Herr von Bennigsen, den man als politisches Wettermännchen anzusehen gewohnt war, bei Gelegenheit der ersten Etatberathung im Reichstage im Oktober 1889 einen Reichsfinanzminister gefordert hatte, fand der Glaube an bevorstehende Veränderungen der Reichsverfassung einige Unterstützung.

Wie viel oder wie wenig an diesen Gerüchten nun auch Wahres gewesen sein mag, so war doch ihr Auftreten von hoher symptomatischer Bedeutung. Die bürgerlichen Politiker fühlten richtig heraus, daß mit der Absetzung Bismarcks eine bedeutende Verschiebung der Machtverhältnisse innerhalb der Regierung eintreten müsse. Nur irrten sie sich, wie wir heute klar erkennen, in der Richtung dieser Verschiebungen. Sie meinten — der Wunsch war auch hier einmal wieder der Vater des Gedankens gewesen, — daß dieselben sich in der Richtung zum Konstitutionalismus bewegen mußten, während sie thatsächlich in entgegengesetzter Richtung stattfanden, dem Jäsarismus zu Gute kamen.

Natürlich war die durch Bismarcks Sturz herbeigeführte Veränderung der thatsächlichen Machtverhältnisse so wenig die erste wie sie die letzte sein wird. Eine mittlerweile zwanzigjährige rapide soziale und politische Entwicklung hat an ihnen so manches geändert und die Grundlagen, auf denen 1871 die deutsche Reichsverfassung aufgebaut wurde, in vielen Punkten verschoben. Die Reichsverfassung gleicht dem Geist, den sie begreift, dem Geist von 1871, nicht aber dem Geist von 1891. Die Stellung Preußens zu den Südstaaten, die der Regierung zum Volk, die der verschiedenen Klassen des Volks zu einander hat sich seit 1871 bedeutend verändert. Die Verfassung aber, welche die im Reiche bestehenden Machtverhältnisse als staatliches Recht zum Ausdruck bringen soll, hat sich nicht verändert, ist still gestanden.

Dadurch ist ein fundamentaler Widerspruch zwischen dem Leben und der geschriebenen Verfassung hervorgerufen, der sich immer mehr erweitert, wenn er nicht durch eine Verfassungsrevision, die die modernen Machtverhältnisse zum Ausdruck bringt, beseitigt wird.

Aus diesem Widerspruch erklärt sich z. B. die Unsicherheit der Verhältnisse im Reiche, über die sich unsere Politiker beklagen. Die Situation ist nicht klar, weil die neuen Machtverhältnisse noch keinen neuen rechtlichen Ausdruck gefunden haben.

Daß sie ihn finden müssen, unterliegt keinem Zweifel. Es fragt sich nur, wann der Moment eintritt. Wenn auch augenblicklich die Gerüchte von einer Reform der Reichsverfassung verstummt sind, so ist damit die Sache doch nicht aus der Welt geschafft.

Ich Gegentheile wird sich die Revision der Reichsverfassung immer mehr als eine Nothwendigkeit erweisen, der Ruf nach ihr wird, wenn er auch bisher nur vereinzelt laut wurde, in den nächsten Jahren immer stärker erschallen, bis es endlich dem ganzen Volke zum Bewußtsein gekommen ist, daß Aenderungen vorgenommen werden müssen. Wir leben in einer Periode, von der Regel einmal sagt, daß in ihr das Volk zu seiner Verfassung nicht mehr das Gefühl seines Rechts und Zustandes hat. Dies Gefühl ist besonders beim Proletariat vorhanden. Heute schlummert es zwar noch, kann aber bei der nächsten besten Gelegenheit, bei der es mit dem Verfassungsleben in Berührung gebracht wird, erwachen. Diese Gelegen-

¹⁾ *Richard*, *Ibid.*, pag. 656.

²⁾ The Report of the *Pall-Mall-Gazette* secret commission, 29 July 1885, chapter I.

heit kommt vielleicht früher, als mancher erwartet. Nach der Beschaffenheit unserer politischen Atmosphäre scheint es durchaus nicht unmöglich, daß sich das Gewitter eines Verfassungskonflikts zusammenzieht, aus dem der Blitz des Staatsstreiks herausfahren und in den deutlichen Reichsbau einschlagen könnte. Zeus ist ja unberechenbar! Einen kleinen Vorgeschmack haben wir davon bereits im verflochtenen Frühjahr gelegentlich der Berathung der Militärvorlage gehabt! Politisch Wetterkundige wollten sich damals ja auf das Schlimmste im Fall der Ablehnung der Vorlage gefaßt machen.

Wer garantiert uns, daß wir nicht bald wieder in eine ähnliche politische Situation hineingerathen und daß sich die Majorität des Reichstages schließlich doch einmal entschließt, aus Furcht vor dem allgemeinen Volksanwillen, zu den ungeheuren Forderungen für den Militarismus „Nein“ zu sagen. Was dann? Eine Auflösung des Reichstages könnte den Konflikt nur noch verschlimmern und Windhorstischer Revolutionsverrath läßt sich doch auch nur einmal praktizieren. Es ist gar nicht anders möglich, es muß einmal zum Konflikt kommen. Die Stunde des Konflikts aber wird die Geburtsstunde einer mächtigen Revisionsbewegung sein.

Lebensmittelvertheuerung.

Motto: Die Sorge für Erleichterung der Volksernährung liegt den Regierungen am Herzen.
Caprioli im Reichstage am 13. Jan.

Die Besitzer der großen Mühlen richteten im November an den Eisenbahnminister ein Gesuch, in dem sie u. a. ausführten:

In Folge mangelnder Vorräthe und ungenügender inländischer Zufuhren von Roggen existirt ein vollständiger Nothstand. Es hält sehr schwer, genügendes Material herbeizuschaffen, um, von der Hand in den Mund lebend, den Konsumbedarf zu befriedigen. Wir sind seit Jahren darauf angewiesen, den Fehlbetrag des Roggens, d. h. der inländischen Produktion gegenüber dem inländischen Bedarf aus Rußland zu importiren. In diesem Herbst war der Bezug aus diesem Lande dadurch sehr beschränkt und an enge Grenzen gebunden, weil auch dort keine Vorräthe existirten, und aus der neuen Ernte nicht genügend an den Markt kam. Seit einiger Zeit ist in dieser Beziehung eine Wendung zum Besseren eingetreten, indem nunmehr in den Hafenstädten Nordrußlands, in Libau und Riga, beträchtliche Quantitäten Roggen angekommen sind. Deren Bezug nach hier ist aber leider dadurch illusorisch geworden, weil die Wasserstraße von Swinemünde via Stettin nach Berlin in Folge des starken Frostes unbefahrbar geworden ist. Es wird deshalb in der allernächsten Zeit und im Laufe des Winters nur möglich sein, den hiesigen Bedarf des nothwendigsten Lebensmittels per Eisenbahn von Swinemünde-Stettin nach hierhin zu beschaffen. Die Wasserfracht per Tonne Roggen von Stettin-Berlin beträgt 3 Mark, die Eisenbahnfracht 6 Mark 80 Pf., dazu Mehrspesen bei der Verladung und bei Ankunft hier, Sacke u. ca. 3 Mark 20 Pf., was zusammen 10 Mark ergibt gegen 3 Mark, also sieben Mark Mehrkosten, um welche das Brod sich vertheuert.“

Zwar hatte Herr v. Caprioli das oben zitierte Wort noch nicht ausgesprochen; allein die Mühlenbesitzer glaubten doch auf die bewährte natürliche Fürsorge der Regierung rechnen zu können, damit dem nothleidenden Arbeiter zu der schon infolge der Zölle bestehenden Theuerung, zu dem strengen Winter und zu der Arbeitslosigkeit nicht das nothwendigste Lebensmittel noch mehr vertheuert werde. Sie baten daher, ähnlich wie in einem früheren Jahre für Sonderzüge von mindestens 20 Waggons Roggen die Bahnfracht Swinemünde-Berlin und Stettin-Berlin für die Winterjaison 1890/91 um mindestens 33 1/2 Prozent geneigt ermäßigen zu wollen.

Drei Wochen später kam denn auch der Bescheid. Derselbe lautete:

„Da der Antrag eine Begünstigung für ein ausländisches Erzeugniß in Anspruch nimmt, so würde nach den dieserhalb geltenden Grundsätzen die Genehmigung nur dann in Aussicht zu stellen sein, wenn entweder eine Benachtheiligung inländischer wirtschaftlicher Interessen überhaupt nicht zu besorgen ist, oder doch überwiegende Interessen anderer Zweige der inländischen Volkswirtschaft für die beantragte Tarifermäßigung sprechen. Nach beiden Richtungen hin entbehrt der Antrag der äußeren Begründung, zudem ist uns gleichzeitig mit demselben im Namen zahlreicher Getreidehändler, welche die Unterzeichnung des an der Börse ausgelegten Antrages abgelehnt haben, eine Gegenvorstellung zugegangen, inhaltlich deren die Maßnahme eine lediglich vorübergehende Bedeutung hat, und geeignet ist, spekulativen Börsenzwecken zu dienen. Bei dieser Sachlage würde jedenfalls von gutachtlichen Äußerungen der beteiligten Körperschaften, insbesondere der landwirtschaftlichen Vertretungen unseres Bezirkes bezw. von vorgängiger Anhörung des diesseitigen Bezirks-Eisenbahnrathe nicht abgesehen werden können. Wir haben den Herren Ältesten der Berliner Kaufmannschaft anheimgegeben, eventuell diesbezügliche Anträge zu stellen. Da der Bezirks-Eisenbahnrathe erst in etwa sechs Monaten wieder zusammentritt, so ist die Berücksichtigung des Antrages z. B. ausgeschlossen.“

In sechs Monaten war das Kind natürlich längst todt und begraben; vermuthlich hält ja der Frost nicht bis Ende Juni an, wenn nicht alle Wetterpropheten trügen. Sollte das freilich doch der Fall sein, so können ja die Mühlenbesitzer wieder einmal vorfragen.

Interessant ist der Passus von der Gegenvorstellung von Getreidehändlern. Wie die „Freis. Ztg.“ schreibt, ist eine Gegenschrift von einem einzigen **Börsenmakler** eingegangen, der gerade für Dezember ein großes Hauss-Interesse für Roggen hatte.

Hoffentlich war dieser Börsenjobber, wegen dem die Berliner Arbeiter hungern mußten, unbeschnitten. Denn, wenn er ein Jude gewesen wäre, was würden da „Volk“, „Reichsbote“ und „Kreuzztg.“ sagen!

Von der Lage der Landarbeiter in Italien

entwirft ein Artikel der „Nation“ folgende Schilderung, nach der das Unglaubliche wahr sein müßte, daß es Menschen giebt, die noch elender leben, wie unser deutsches ländliches Proletariat.

„Wenn es in Italien doch vorwärts geht, der Nationalwohlstand im Großen und Ganzen wächst und es thöricht wäre, an der Zukunft des Königreiches zu zweifeln, so trägt das Verdienst hiervon zum guten Theil der unendlich fleißige, bedürfnislose und sparsame Bauer der Scholle, der kleine Landwirth. Denn vorzugsweise wird durch seine Arbeit aufgebracht, was der Staat verbraucht. Er muß dem Boden, zuweilen mit unglücklicher Mühe, abgewinnen, was er hervorbringt und dabei Hunger und Kummer ertragen, von denen unsere Landarbeiter keine Vorstellung haben. Pellagra und Fieber raffen mehr von ihnen in ungesunden Gegenden und in Folge ungenügender Ernährung hin als relativ bei uns die gefährlichsten, aber deshalb gerade gut bezahlten Fabrikarbeiten. Und wie viele dieser armen Bewohner der Abruzzen würden gern mit Weib und Kind an den Eisenbahnen und Landstraßen arbeiten, wenn sie nur Arbeit finden könnten! Nur wer da weiß, wie viel über-schüssige Arbeitskraft für niedere Dienste vorhanden ist, kann sich den felsenfesten Glauben des armen Volkes erklären, der früher vielfach bestand und auch jetzt noch nicht ausgerottet ist, daß die Regierungen von Zeit zu Zeit ansteckende Krankheiten, z. B. die Cholera, künstlich im Lande verbreiten, um der Ueberfüllung und den durch sie nothwendig werdenden Revolutionen zu steuern. Gewiß, das niedere Volk hat dort in mancher Beziehung nicht soviel von den Unbilden des Wetters und der Kälte zu leiden als im Norden. Die Bedürfnislosigkeit erzieht sich in mancher Beziehung von selbst. Sicher würden wir aber bei uns vielmehr von Gewaltthaten und Aufständen und Verbrechen gegen das Eigenthum zu verspüren haben, wenn unsere ländlichen Tagelöhner auch nur relativ so schlecht gestellt wären als die italienischen es zum guten Theile faktisch sind. Die Gewohnheit hat hier seit vielen Generationen die Menschen stumpfer und apathischer gegen das Elend gemacht als im Norden. Wenn aber dieser Stumpfsinn in Verzweiflung und Wuth umschlägt, dann geschehen auch noch heutigen Tages hier Unthaten, die an die Verbrechen der ausländischen römischen Sklavenhorden erinnern.“

Zur Konzentration des Kapitals.

Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt in Berlin. Elfster Jahrgang 1890“ gab es im Deutschen Brausteuergebiet:

1872	14 157	Betriebe mit einem Ertrag von 16,2 Mill. hl
1873	13 561	„ „ „ „ „ 19,6 „ „
1874	13 030	„ „ „ „ „ 20,5 „ „
1875	12 701	„ „ „ „ „ 21,3 „ „
1876	12 535	„ „ „ „ „ 20,9 „ „
1877/78	12 186	„ „ „ „ „ 20,4 „ „
1878/79	11 867	„ „ „ „ „ 20,3 „ „
1879/80	11 647	„ „ „ „ „ 20,0 „ „
1880/81	11 564	„ „ „ „ „ 21,1 „ „
1881/82	11 266	„ „ „ „ „ 21,3 „ „
1882/83	10 921	„ „ „ „ „ 22,1 „ „
1883/84	10 703	„ „ „ „ „ 23,4 „ „
1884/85	10 520	„ „ „ „ „ 24,6 „ „
1885/86	10 365	„ „ „ „ „ 24,3 „ „
1886/87	9 708	„ „ „ „ „ 26,6 „ „
1887/88	9 639	„ „ „ „ „ 27,5 „ „
1888/89	9 556	„ „ „ „ „ 28,7 „ „
1889/90	9 275	„ „ „ „ „ 32,2 „ „

Wieder ein neuer Ernst.

Schon seit längerer Zeit ist in der amerikanischen Presse von einem neuen Erntemaschinenruß die Rede. Derselbe ist nunmehr Thatsache geworden. Ueber die Produktionsvereinfachung, welche derselbe im Gefolge hat, lesen wir im „Vorboten“ folgende Korrespondenz aus Indianapolis:

„Die Gebäude des neuen Erntemaschinenrußes werden nach Neujahr die Produktion bedeutend vereinfachen. An Stelle der vielen kleinen Fabriken, die über das ganze Land erstreut sind, soll von nun an nur ein großes Etablissement die Menschheit im allgemeinen und die amerikanischen Farmer im besonderen mit Maschinen versorgen. Die dadurch in Aussicht gestellten Triparrisse

sind ganz enorm. Das ist gleichbedeutend mit einer Steigerung der Produktivität der Arbeit und einer Verringerung der Produktionskosten. Aber die sarkastische Schattenseite dieses Fortschritts besteht darin, daß dadurch mehrere tausend Arbeiter auf die Straße geworfen, der großen Reservearmee der Beschäftigungslosen eingereiht werden. — Fortschritt auf Kosten des Lebensglückes, ja der Existenz Tausender!“

Kinderarbeit.

Die Beschränkungen, die in den hauptsächlichsten zivilisirten Ländern der Ausbeutung der Kinderarbeit auferlegt wurden, haben hier die ärgsten Mißstände etwas gemildert. Aber das Kapital ist zah. Kann es in den Ländern mit einer energischen Arbeiterbewegung seinen Heißhunger nach billiger, nach billigster Arbeitskraft nicht befriedigen, was hindert es, sich nach Ländern zu begeben, in welchen vorläufig noch nicht der Widerstand der Arbeiter erwacht ist! Werden in England der Ausbeutungsfucht zuerst Schranken gesetzt, so verhindert nichts das englische Kapital sich nach Indien zu wenden.

In der That wiederholt sich in Indien das Schauspiel, das in den dreißiger und vierziger Jahren in Lancashire die Enttäuschung aller Menschen erregte.

Bedeutende Vermögen werden jetzt dort in derselben Weise aus dem Blut und den Thränen kleiner Kinder herausgeschlagen, wie es vor 40 bis 50 Jahren in England geschah. Alles, was in der ärgsten Zeit über Lancashire gesagt werden konnte, hat heute in neuer Auflage in Indien sein Erscheinen gemacht.

In der Nähe von Kallutta, in den Bowreath Cotton Mills, arbeiten kleine Kinder im Alter von 10 Jahren 10 Stunden den Tag mit einer einzigen Ruhepause von 15 Minuten. In den Budget Jute Mills arbeiten die Kinder im selben Alter von 5 1/2 Uhr Morgens bis zum Dunkelwerden. In den Bully-Boyer Mills ist die Arbeitszeit dieser Kinder 12 Stunden. In den Viktorija Cotton Mills arbeiten 75 Knaben, von denen 54 unter 10 und viele nur 7 Jahre alt sind, dieselbe Stunde zahl, wie die Erwachsenen. Ebenso in den Central Jute Mills, in welchen 166 Kinder im Alter von 7 bis 12 Jahren die gleiche Zeit wie die Erwachsenen schaffen.

Wieder unmoralisch!

Wir sind wieder einmal unmoralisch gewesen. Das Beiblatt unserer letzten Nummer wurde wegen der Un-sittlichkeit der Novelle „Zum ersten Mal“ konfiszirt.

Natürlich kann ich mein Urtheil nicht als maßgebend hinstellen. Ich bin eben schon zu verdorben, als daß ich noch die nöthige feine Witterung hätte, die alles Unmoralische gleich herausmerkt. Aber wirklich, ich kann treuherzig versichern, mir ist die Unmoral nicht aufgefallen; und das mußte doch eigentlich der Fall sein, denn ich habe die Novelle selber geschrieben.

Nun, wir werden uns bessern. Wir werden's nicht wieder thun. Und damit die Herren unsern guten Willen merken, werden wir ihnen einige Bücher denunziren, die auch unmoralisch sind, und die schwere Aergerniß erregen können:

Homer (läßt sich außerdem auch Beschimpfungen der damaligen griechischen Landeskirche zu schulden kommen) Anakreon, Aristophanes (sehr unsittlich!) Plato (furchtbar unsittlich!) Lucian, Horaz, Martial, Ovid, Petronius, Catull, Juvenal, Apulejus. Der Kirchenvater Augustin, Wolfram v. Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Dante, Ariost, Boccaccio, Machiavelli, Shakespeare, Milton, Swift, Smollet, Fielding, Sterne, Byron, Lope de Vega, Rabelais, Prevost, Rousseau, Voltaire, Göthe, Wieland, Schiller, Heine, Jean Paul, Luther, Schleiermacher.

Die Liste macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Wir haben nur aufgezeichnet, was uns eben eingefallen ist. Aber wir brauchen ja nur das Namensregister der Litteraturgeschichten abzuschreiben.

Welche Ausichten für die strebsame Sittlichkeit!

Literarisches.

„Lichtstrahlen“, Blätter für volkverständliche Wissenschaft, zugleich ein literarischer Wegweiser für das Volk. Erscheint halbmönatlich in Heften à 20 Pf. Dresden, Verlag von C. Harnisch. — Soeben erschien das 8. Heft. Inhalt: Haus- und Kultur-entwicklung. Von C. H. Herrmann (Fortsetzung). — Geschichtliches über den Marienkäfer. Von Hermann Teistler (Fortsetzung). — Reisebilder aus Norwegen. Von N. V. (Schluß). — Unsere Bauernzeit. Von C. H. Herrmann (Fortsetzung). — „Erfasse Gedanken“ Von Hermann Teistler. Literarisches. — Kleine Mittheilungen: Ein beachtenswerthes Augenheilmittel; Das Kochische Mittel zur Heilung der Sawindsucht; Geistliche Ohrselgen für Bläubige; Ueber den Urush in Afrika. — Beilage: Moderne Romanbibliothek: Thoma Gilat, Roman von Heinrich Lenzles (S. 17—24). — Die „Lichtstrahlen“ sind durch sämtliche Buchhandlungen und Kolporteurs zu beziehen. Von der Post (Zeitungspreisliste Nr. 3624a) bezogen, beträgt der vierteljährliche Abonnementspreis M. 1,35.

Briefkasten der Redaktion.

Olvensdt. Ihren Brief haben wir einem uns bekannten Arzt und Parteigenossen übergeben, welcher sich bemühen wird, eine geeignete Persönlichkeit ausfindig zu machen.

P. Sarnimstraße. Wir werden Ihre Anfrage erst in nächster Zeit beantworten können, da wir uns erst mit einem Rechtsanwält in Verbindung setzen müssen.

Adtung! Kann uns einer unserer Leser die Adressen der Herren v. Wienecke, Handschuhmacher, früher in Stuttgart, B. Reichsförber, früher Rind-Abbad, jetzt angeblich in Elberfeld, J. Leonhardt, früher Wilhelm a. d. Ruhr, abgereist nach Barmen, G. Lehnert, früher Ricia (Eibe) angeben?

Was ist doch die Zeitung interessant.

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
Die Kaiserin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
Dort ist der König heimgelommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen,
Bald werden sie alle zusammenkommen —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht alles berichtet worden,
Ein Portefeuille ist heutzutage geworden!
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Kaiserin erhielt silberne Orden,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Hoffmann v. Fallersleben.

Settflugel.

Von Guy de Maupassant. Nachdr. verboten.*

Schon mehrere Tage hindurch hatten Trümmer der geschlagenen Armee die Stadt passiert. Es waren dies keine Truppen mehr, sondern nur noch zügellose Herden. Lange schmutzige Bärte wucherten in den Gesichtern der Mannschaften, zerlumpte Uniformen deckten nur kümmerlich ihre Blößen, und ohne Fahne, ohne Regimentsordnung schlenderten sie dahin. Alle erschienen matt und abgehebt; unruhig, ohne irgend einen Gedanken oder einen Entschluß zu fassen, marschirten sie nur noch aus alter Gewohnheit und sanken erschöpft zu Boden, sobald sie stehen blieben. Besonders bemerkte man Mobiltruppen, meist friedlich ansiehende Leute, welche sich unter der Last des Gewehrs krümmten; kleine stinke Mobilgardisten, die leicht in Schrecken zu jagen, aber auch schnell zu begeistern waren, ebenso rasch zum Angriff, wie zur Flucht; dann wieder schauten mitten unter ihnen einige Rothosen hervor, die letzten Reste irgend einer in einem großen Gefecht aufgeriebenen Division; düster dreinschauende Artilleristen, welche unzufrieden schienen, daß man sie diesem bunten Gewirr von Fußtruppen beigemischt hatte; zuweilen konnte man auch den glänzenden Helm eines Dragoners erkennen, welcher in seinen schweren Reiterstiefeln nur mühselig dem leichteren Marsche der Linientruppen folgen konnte. Franc-tireur-Banden, die eher Banditen als Soldaten glichen, zogen vorüber, mit allerhand heroischen Benennungen prangend, bald als „die Rächer der Niederlage“, bald als „Bürger des Grabes“, bald wieder als „Bundesbrüder des Todes“. Ihre Anführer, ehemalige Tuch- oder Getreidehändler, bankrotte Seifensieder, Gelegenheitskrieger, welche entweder wegen ihres Geldes oder wegen ihrer langen Schnurrbärte zu Offizieren ernannt worden waren, sprachen mit salbungsvoller Stimme, irrten sich über Feldzugspläne und behaupteten, das mit dem Tode ringende Frankreich auf ihren Prahlschultern ganz allein aufrecht zu erhalten. Jedoch in Wahrheit hatten sie zuweilen vor ihren eigenen Soldaten höllische Angst, denn diese waren oft tapfer bis zum Ueberfließ, plünderungslustig und allen möglichen Ausschweifungen ergeben.

Man behauptete, daß die Preußen nahe daran seien, in Rouen einzuziehen.

Die Nationalgarde, welche bereits seit zwei Monaten sehr vorsichtig in den benachbarten Wäldern rekonstruirt, so vorsichtig, daß sie oft ihre eigenen Vorposten todtgeschossen und sich gefesselt gemacht, wenn ein kleiner Haufe unter den Büschen raschelte, war wieder heimgekehrt. Ihre Waffen, ihre Uniformen, kurz ihr ganzer Wordingerapparat, womit sie noch vor Kurzem die Grenzsteine auf den Landstraßen drei Meilen in der Runde erschreckt hatten, waren plötzlich verschwunden.

Endlich hatten auch die letzten französischen Soldaten die Seine passiert, um über Saint-Sever und Bourgnard nach Pont-Audemer zu gelangen. Hinter ihnen allen her kam mit verzweiflungsvollen Blicken der General, der mit diesen zerstreuten Motten kein Unternehmen mehr versuchen konnte, der, unter dem großen Trümmerhaufen eines Volkes begraben, welches, gewohnt zu siegen, trotz der Tapferkeit seiner Legionen jetzt schwer geschlagen worden war, jetzt zwischen zwei Ordonnanzoffizieren zu Fuß einhermarschirt kam.

Es hatte sich unter der stummen Erwartung irgend eines Schrecknisses tiefe Ruhe über die Stadt ausgebreitet. Viele schmerzliche, durch den Handel verweidlichte Bürger sahen die Ankunft der Sieger mit kindischer Angst entgegen, zitternd, daß man etwa gar ihre Bratpfanne oder ihre großen Küchenmesser als Waffe ansehen werde.

Alles Leben schien gehemmt, die Läden waren geschlossen und die Straßen verödet. Nur bisweilen schlich

ein durch dieses unheimliche Schweigen erschreckter Bürger eilig an den Mauern hin.

Dieses bange Erwarten ließ endlich den Wunsch rege werden, daß der Feind doch nur bald kommen möge. Im Lauf des folgenden Nachmittags sprengten plötzlich einige Kanonen durch die Stadt, ohne daß man wußte, woher sie kamen. Kurze Zeit darauf wälzte sich aus der Richtung von Sainte-Catherine her eine dunkle Masse herein, während zwei neue Truppenkörper auf den Straßen von Darnetal und von Boisquillaume anrückten. Die Avantgarde der drei Korps stieß zu gleicher Zeit auf dem Plage vor dem Hotel de Ville zusammen, und aus allen benachbarten Straßen kam nun das deutsche Heer herangekömmt, seine Bataillone entfaltend, unter deren festem, gleichmäßigem Tritt das Pflaster dröhnte.

Fremdlingende, rauhe Kommandorufe ertönten an den Häusern hin, welche wie ausgestorben erschienen, während hinter den geschlossenen Fensterläden gar manches neugierige Auge nach diesen siegreichen Schaaren spähte, welche „nach Kriegsrecht“ jetzt Herren über die Stadt, über Gut und Leben der Bewohner waren. Die Bewohner waren in ihren dunklen Zimmern von demselben dumpfen Schreden befangen, den etwa eine große Ueberschwemmung oder ein vernichtendes Erdbeben hervorbringen geeignet ist. Denn es erscheint jedesmal dieselbe Empfindung, sobald die bestehende Ordnung der Dinge umgestürzt wird, sobald keine Sicherheit mehr existirt, sobald alles, was die Gesetze der Menschen oder der Natur beschützen, irgend einer rücksichtslosen rohen Gewalt anheimfällt. Das Erdbeben, welches unter den stürzenden Häusern vielleicht ein ganzes Volk begräbt; ein übergetretener Strom, welcher die Leichen ertrunkener Landleute mitten unter den Ochsenkadavern und den losgerissenen Dachbalken dahinträgt, oder eine siegreiche Armee, welche, alle Widerständigen niedermachend, die andern in Gefangenschaft schleppend, plündert und bei dem verderbenspendenden Kanonendonner ihren Gott preist, sind schreckliche Weiseln, welche allen Glauben an eine ewige Gerechtigkeit erschüttern, alles Vertrauen, das uns den Schutz des Himmels und die Vernunft des Menschen lehrt, vernichten.

Nachdem einige Zeit verstrichen und der erste Schreden geschwunden war, trat wieder die alte Ruhe ein. In vielen Familien durfte der preussische Offizier am Tische mitessen; mancher darunter besaß in der That eine feine Erziehung, indem er aus lauter Höflichkeit Frankreich besagte und davon sprach, wie wenig ihm daran gelegen sei, an diesem Kriege theilnehmen zu müssen. Man zeigte sich auch für dieses Mitgefühl erkenntlich, denn schließlich konnte man sich ja eines Tages genöthigt sehen, seinen Schutz in Anspruch zu nehmen, oder man hoffte, wenn man schonend mit ihm umgehe, vielleicht einige Soldaten weniger ins Quartier zu bekommen. Warum sollte man aber auch Jemanden beleidigen, von dem man ganz und gar abhing? Eine solche Handlungsweise würde weniger für wacker als vielmehr für verwegen gelten. — Die Verwegenheit aber kann man heutzutage nicht mehr zu den Fehlern der Bürger von Rouen rechnen, wie es zu den Zeiten der heldenmüthigen Vertheidigung der Fall war, durch die sich ihre Stadt einstmals auszeichnete. — Schließlich sagte man sich auf Grund der französischen Höflichkeit, daß es ganz wohl erlaubt bleibe, insgeheim höflich zu sein, wenn man nur nicht öffentlich, dem gemeinen deutschen Soldaten gegenüber, irgend eine Vertraulichkeit äußere.

Auf der Straße konnte man sie nicht mehr, aber im Hause plauderte man gern zusammen, und der Deutsche blieb jeden Abend länger, um sich an dem Familienherde zu wärmen.

Die Stadt selbst nahm allmählich wieder ihr gewöhnliches Aussehen an. Die Franzosen gingen zwar noch nicht aus dem Hause, allein die preussischen Soldaten trollten ganz behaglich in den Straßen umher. Im Uebrigen schienen die Offiziere der blauen Husaren, welche stolz ihre langen klirrenden Säbel auf dem Pflaster schleppten, von den gewöhnlichen Bürgern mit derselben Geringschätzung betrachtet zu werden wie die Chasseuroffiziere, welche im Jahre zuvor in denselben Kaffeehäusern verkehrten.

Indessen mußte irgend ein unbekanntes Etwas in der Luft liegen; es herrschte eine sonderbare unerträgliche Atmosphäre, durchdrungen von dem Hauch des feindlichen Eingriffes. Dieser Hauch wehte in den Gebäuden sowohl wie auf den öffentlichen Plätzen, er veränderte den Geschmack der Nahrungsmittel und rief den Eindruck hervor, als befände man sich in einer fernem fremden Gegend, bei barbarischen gefährlichen Völkern.

Die Sieger forderten Geld, viel Geld, und da die Einwohner zumeist reich waren, so zahlten sie auch immer das Verlangte. Allein je wohlhabender ein normännischer Kaufmann wird, desto mehr schmerzt ihn jedes Opfer, welches er bringt, jedes Stückchen Land seines Besigthums, welches er in andere Hände übergehen sieht.

Indessen zwei oder drei Stunden unterhalb der Stadt, entlang dem Flusse nach Croisset, Diepedelle oder Bieffart zu, kam es oft vor, daß die Fischer von dem Grunde des Flusses den aufgedunsenen Leichnam irgend

eines deutschen Soldaten ans Licht förderten, der entweder erstochen, erschlagen oder dessen Kopf durch einen Steinwurf zertrümmert war; manchmal zeigte der Leichnam auch gar keine Wunde, was darauf hindeutete, daß man den Unglücklichen einfach von einer Brücke herabgestürzt hatte. Der Schlamm des Flusses begrub dann die heimlichen grausamen Missethate, diese dunklen Heldenthaten und hinterlistigen stummen Angriffe, welche gefährlicher waren als die Schlachten am hellen Tage und welche kein Ruhm lohnte.

Denn der Haß gegen den fremden Eindringling bewaffnet immer einige Unerbittliche, welche für eine Idee zu sterben bereit sind.

Da aber schließlich die Eroberer, obwohl sie in der Stadt ihre eiserne Disziplin walten ließen, nicht eine einzige der Schredensthaten begangen hatten, welche das Gerücht ihnen auf ihrer Siegesbahn zur Last legte, sahte man sich wieder ein Herz, und das Bedürfnis nach Handel regte sich wieder bei den Kaufleuten des Landes. Einige hatten große Geschäfte in Havre zu erledigen, welches von der französischen Armee besetzt war, und sie wollten versuchen, diesen Hafen dadurch zu gewinnen, daß sie zu Lande nach Dieppe gingen, um sich dort einzuschiffen.

Man benutzte deshalb den Einfluß der deutschen Offiziere, deren Bekanntschaft man gemacht hatte, und erhielt auf diese Weise vom General die Erlaubniß.

So wurde denn, nachdem ein großer vierpänniger Kutschwagen bestellt war und zehn Perionen sich beim Fuhrmann hatten einschreiben lassen, beschlossen, eines Dienstags früh vor Tagesanbruch abzureisen um alles Aufsehen zu vermeiden.

Schon seit einiger Zeit hatte der Frost den Boden gehärtet und am Montag gegen drei Uhr kam von Norden her ein heftiges Schneewetter angezogen, welches ununterbrochen den ganzen Abend und die ganze Nacht fort-dauerte.

Gegen einhalb fünf Uhr früh versammelten sich die Reisenden im Hofe des Hotel de Normandie, wo der Wagen wartete. Sie waren sämmtlich noch ganz verschlafen und zitterten vor Frost unter ihren Decken. In der Dunkelheit konnte man einander schlecht erkennen, und die Menge der dicken Winterkleider brachte den Eindruck hervor, als sei der Wagen von fettleibigen, mit langen Sutanen belleideten Pfaffen angefüllt. Allein zwei Männer erkannten sich, ein dritter redete sie an, und so kam ein Gespräch zu Stande: — „Ich nehme meine Frau mit fort,“ — sagte der eine. — „Ich thue dasselbe.“ — „Und ich auch.“ — Der erste fügte hinzu: „Wir kehren nicht wieder nach Rouen zurück, und wenn die Preußen auf Havre losrücken, werden wir nach England flüchten.“ — Alle hatten denselben Plan gefaßt, da ihre Natur sowohl als auch ihre gesammten Interessen fast die gleichen waren.

Indessen wurde der Wagen noch immer nicht angespannt. Von Zeit zu Zeit huschte das Licht einer kleinen Laterne, welche ein Stallburche trug, aus einer dunklen Thür hervor, um sofort wieder hinter einer andern zu verschwinden. Gedämpftes Pferdestampfen erscholl aus den Ställen, und im Innern des Gebäudes ließ sich die Stimme eines Mannes vernehmen, welcher fluchend zu den Thieren sprach. Endlich verkündete ein leises Schellengeläpp, daß die Pferde angeharrt wurden; dieses Geräusch, begleitet von dem dumpfen Tritt eines eisenschlagenen Holzschubes, kam bald näher.

Plötzlich hörte man, wie die Thür geschlossen wurde, und jenes Geräusch hörte auf. Die frostschaubenden Passagiere hatten ihre Unterhaltung beendet und saßen jetzt regungslos steif da. Ununterbrochen fiel draußen ein glitzernder Schleier weißer Flocken zur Erde nieder, die Formen verwischend und die einzelnen Gegenstände mit einem eisigen schillernden Mantel bedeckend, so daß man bei dem tiefen Schweigen der im Winterkleide begrabenen Stadt nur noch dieses unennbar leise Geräusch des fallenden Schnees vernahm, eher eine Empfindung als ein Geräusch, ein Durcheinanderwirbeln leichter Atome, welche den Raum zu füllen, die ganze Welt zu zu bedecken schienen.

Wieder erschien der Mann mit seiner Laterne, an einem Strick ein betrübtes und zögerndes folgendes Pferd führend. Er hielt es neben der Deichsel an, band die Zügel fest und verbrachte eine lange Zeit mit dem Ordnen des übrigen Geschirrs, denn er konnte nur die eine Hand anwenden, da er in der andern die Laterne trug. Als er das andere Zugtier holte, bemerkte er diese unbewegliche, von Schneeflocken bereits ganz überdeckte Gruppe der Reisenden und rief ihnen zu:

„Warum steigen Sie denn nicht in den Wagen? Da sind Sie doch wenigstens vor dem Wetter geschützt.“

Daran hatten sie ohne Zweifel gar nicht gedacht und folgten jetzt eiligst seinem Rath. Die drei Männer ließen zuerst ihre Frauen ganz hinten im Wagen Platz nehmen; hierauf stiegen sie selbst ein und schließlich setzten sich die übrigen dunklen Gestalten auf die übrigen Sitze, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Fußboden war mit Stroh ausgelegt, in welches ein jeder seine Füße einwühlte. Die drei Damen hinten

* Aus: Emile Zola, Abende in Medan. Großhain, Baumert u. Ronge.

im Wagen, welche kleine kupferne Wärmefessel mitgebracht hatten, zündeten jetzt die in diesen Apparaten befindlichen Kohlen an und zählten einander einige Zeit lang die Vortheile dieser Dinge auf, wobei sie immer wieder auf Sachen zurückkamen, welche sie eigentlich schon längst wußten.

Als endlich der Eilwagen wegen des erschwerten Fortkommens mit sechs statt vier Pferden bespannt war, fragte eine Stimme von außen:

„Sind alle eingestiegen?“

„Jawohl,“ erscholl es aus dem Wagen, und fort ging es.

Das Gefährt kam nur sehr langsam vorwärts. Die Räder sanken tief in den Schnee ein, und der ganze Rumpf des Wagens stöhnte in dumpfem Krachen; die Pferde, oft ausgleitend, schnaubten und dampften, und die riesige Peitsche des Kutschers knallte ohne Unterlaß nach allen Seiten, sich windend und behnend wie eine dünne Schlange, hier und da auf den Rücken eines Pferdes niederfallend, welches dann seine Anstrengungen verdoppelte.

Aber mittlerweile wurde es ganz unmerklich Tag, und jene leichten Schneeflocken, welche ein Reisender, ein echtes Kind Rouens, mit einem Watteregen verglichen hatte, fielen nicht mehr hernieder. Ein trübes Licht drang durch die dicken dunklen Wolken, welche die weiße Hülle der Landschaft noch greller hervortreten ließen, in der bald eine Reihe reisüberzogener Bäume, bald ein tief in Schnee gehülltes Häuschen an den Augen der Passagiere vorüberzogen.

Im Wagen selbst wurden bei dem trüben Schein dieser Morgendämmerung neugierige Blicke gewechselt.

Ganz hinten auf den besten Plätzen saß Herr Voiseau, ein Weingroßhändler aus der Rue Grand-Pont, gegenüber seiner Frau; beide schliefen.

Ehemals Kommiss bei einem bankrott gewordenen Prinzipal, hatte Voiseau das Besitzthum gekauft und sich damit ein bedeutendes Vermögen erworben. Er verkaufte sehr billigen, aber auch sehr schlechten Wein an die kleinen Krämer der Umgegend und galt unter seinen Freunden und Bekannten für einen ausgemachten Spitzbuben, für einen echten freundlichen normännischen Schlaupf.

Sein Ruf als Spitzbube war so allgemein bekannt, daß eines Abends auf der Präfektur Herr Tournel, ein wichtiger Kopf und Verfasser zahlreicher Erzählungen und Lieder, den Damen, welche er etwas abgepasst fand, ganz laut vorgeschlagen hatte, mit ihm eine Partie „Voiseau der Dieb“ zu spielen. Dieser Scherz war weiter erzählt worden und hatte einen Monat lang in der ganzen Provinz lebhaftes Gelächter erregt.

Voiseau war übrigens wegen seiner dummen Streiche, seiner guten und schlechten Witze bekannt, und wenn Jemand von ihm sprach, so fügte er gewiß die Bemerkung hinzu: „Nein, dieser Voiseau ist nicht mit Gold zu bezahlen.“

Seine Taille war dünn, desto dicker sein Bauch, und das rötlich angehauchte Gesicht umrahmte ein grau-melirter Badendbart.

Seine Gemahlin war eine große, starke und resolute Person, welche streng auf Ordnung und Genauigkeit im Haushalt sah, während er durch seine Heiterkeit dem Ganzen einen frohen Charakter verlieh.

Neben ihnen saß mit würdiger Miene, weil einer höhern Klasse angehörig, Herr Carré-Lamadon, Besitzer dreier Baumwollspinnereien, Offizier der Ehrenlegion und Mitglied der Provinzialkammer. Während der ganzen Dauer des Kaiserreichs war er das Haupt der gemäßigten Opposition geblieben, nur um sich dann seinen Uebertritt zu der andern Partei teuer bezahlen zu lassen, welche er, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, nur mit stumpfen Waffen scheinbar belämpfte. Madame Carré-Lamadon, welche viel jünger war, als ihr Gatte, blieb der Trost aller vornehmen Offiziere, die nach Rouen in Garnison kamen.

Sie saß ihrem Gemahl gegenüber; ein kleines zartes Weibchen, eingehüllt in ihr Pelzwerk, und mittheilige Blicke auf das klägliche Innere des Wagens werfend.

Ihre Nachbarn, der Graf und die Gräfin Hubert de Brévillé, trugen einen der ältesten und vornehmsten Namen der ganzen Normandie. Der Graf ein alter Edelmann von feinen Manieren, gab sich alle Mühe, in seiner Toilette seine natürliche Keckheit mit dem König Heinrich IV. hervorzuheben, welcher nach einer echten Familientradition einst in Brévillé eine Dame geschwängert haben sollte, deren Gatte daraufhin in den Grafenstand erhoben und zum Provinzialgouverneur ernannt worden sei.

Als Kollege des Herrn Carré-Lamadon in der Provinzialkammer, vertrat Graf Hubert die orleanistische Partei im Departement. Die Geschichte seiner Verheirathung mit der Tochter eines kleinen Schiffseigners in Nantes war stets geheimnißvoll geblieben. Allein da die Gräfin ein vornehmeres Aeußere zeigte, außerordentlich fein ihre Besuche zu empfangen verstand, ja sogar von einem Sohne Ludwig Philipp's mit Liebesanträgen umgarnet worden sein sollte, wurde sie von der ganzen vornehmen Welt geachtet, und ihr Salon blieb der erste in der ganzen Umgegend, der einzige, in welchem noch die alte Galanterie herrschte und zu dem der Zutritt äußerst schwierig war.

Das Vermögen des Grafen, durchweg in liegenden Gründen bestehend, ergab, wie allgemein behauptet wurde, funfshunderttausend Livres Rente.

Diese sechs Personen füllten die Hinterzige des Wagens, die Abtheilung für die wohlthätige Gesellschaft, für die bevorzugten Leute, welche Religion und Grundbesitz besaßen.

Zur Lage der ungarischen Landbevölkerung.

Die Budapester „Arbeiterpresse“ bringt in ihrer letzten Nummer eine Schilderung der ländlichen Arbeiterverhältnisse in Ungarn, welche theilweise fast wörtlich mit unseren Beschreibungen der Lage des Proletariats in Posen übereinstimmen — der Klarheit Beweis, wie bei ganz andern geographischen, nationalen und politischen Verhältnissen doch das Ausbeuterthum immer dasselbe bleibt. Wir bringen den Artikel mit einigen Kürzungen:

„Wenn von den „volksbeglückenden“ Errungenschaften des „glorreichen“ Jahres 1848 die Rede ist, so weist man seitens der herrschenden Klasse vor Allem gerne auf die Befreiung der Bauern hin. Was es mit dieser „Befreiung“ auf sich hat, davon weiß das landwirtschaftliche Proletariat ein nicht gerade erbauliches Liedchen zu singen. Die Jahrhunderte alte Bedrückung hat eine etwas andere Form angenommen, im Wesentlichen jedoch blieb Alles beim Alten, nur daß der Kleinbauer jetzt vielfach anstatt in den Klauen des Adels und Klerus in den Krallen des Hypothekarwucheres sich befindet.

Der Verfall des Kleinbauerthums wird wohl deutlich genug illustriert durch die Thatsache, daß in den Jahren von 1870—1880 die Zahl der Grundbesitzer in Ungarn um fast eine halbe Million abgenommen hat. Dieser Verfall aber wäre noch viel augenscheinlicher, wenn die „Herrn“, in deren Krallen der unglückliche Kleinbauer zappelt, es nicht vorziehen würden, anstatt denselben zu expropriieren, ihn einfach für ihre Rechnung arbeiten und ihm die Illusion des Eigenthums an seiner Scholle zu lassen. Auch versteht man es, den Bauer auf mancherlei Art übers Ohr zu hauen und wir wollen hierbei nur auf die Kommissfrungen in Siebenbürgen hinweisen, bei welchen die besten Grundstücke den „Herrn“ zugeschlagen werden, während der schlechteste Boden dem Kleinbauer zufällt.

Es ist ein jämmerliches Leben voll endloser Arbeitsqual und unaufrichtlicher Entbehrungen, welches der nun „freie“ Bauer führt.

In Friedrich Engels' „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ heißt es:

„Dafür, daß der gnädige Herr eine bestimmte Summe in Geld oder ein Stück Land sich vom Bauern abtreten ließ, dafür sollte er nunmehr den noch übrigen Boden des Bauern als dessen freies, unbelastetes Eigenthum anerkennen — wo doch die sämmtlichen, dem gnädigen Herrn schon früher gehörigen Ländereien nichts waren, als gestohlenen Bauernland! Damit nicht genug. Bei der Auseinandersetzung hielten natürlich die damit beauftragten Beamten fast regelmäßig mit dem gnädigen Herrn, bei dem sie wohnten und kniepten, so daß die Bauern selbst gegen den Wortlaut des Gesetzes noch ganz kolossal übervotheilt wurden.“

Gewiß, mit der Ablösung wurden die Bauern über den Löffel barbirt, daß es eine Art hatte. Aber wenn man es noch dabei hätte bewenden lassen! In vielen Theilen Ungarns jedoch ließen sich die Herrschaften damit Zeit bis in den siebziger Jahren, so daß die Bauern in ihrer Naivetät glaubten, daß es mit der Ablösung gar nicht ernst gemeint gewesen sei. Nach zwanzig Jahren erst, nachdem Zinsen und Zinseszinsen erheblich genug angewachsen waren, begann man die Ablösung zu urgieren.

Natürlich vermögen nun die „befreiten“ Bauern selbst bei übermenschlicher Anstrengung kaum die Zinsen zu erschwingen. Und so ist denn der Bauer, dank des vielgepriesenen „Befreiungsjahres“ in einer ärgeren Tretmühle als je zuvor.

Ist die Lage dieser scheinbaren Grundbesitzer schon schlimm genug, so befindet sich die vollständig proletarisirte ländliche Bevölkerung in einem Zustande der Bedrückung, welcher sich in nichts von dem der mittelalterlichen Leibeigenschaft unterscheidet. Als drastisches Beispiel, wie weit die Ausbeuter-Frechheit der Großgrundbesitzer oder Großpächter geht, mögen folgende „Hausgesetze“ eines Gutsbesitzers aus der Gegend von Páspöl-Ladány dienen, welche uns ein dortiger Genosse zur Ansicht einwendet. Diese selbstherrlich geschaffenen „Hausgesetze“ sind ziemlich gleichlautend in allen landwirthschaftlichen Großbetrieben in Geltung.

„Haus-Gesetze.“

1. Das Gefinde ist verpflichtet, den Beamten oder deren Stellvertreter: ohne Widerrede zu gehorchen.
2. Das Gefinde darf niemals, selbst an Sonn- und Feiertagen nicht, das Gut ohne Erlaubniß verlassen.
3. Das Gefinde ist rücksichtslos verpflichtet, nach Erforderniß ohne jede Bemerkung zu arbeiten.
4. Für das zu übernehmende Ochsenpaar und die Geräthe ist Jeder verantwortlich — und hat daher die absichtlich oder durch Nachlässigkeit verursachten Schäden zu vergüten.
5. Das Gefinde darf gegen das auszumessende Deputat (Weldige) an Getreide und anderen Artikeln, sowie gegen die angewiesene Viehtrift und Futter keine Einsprüche erheben.
6. Die Frauen der Arbeiter sind ohne Ausnahme verpflichtet, 12 Tage (monatlich?) umsonst zu dienen und hierbei der Reihe nach die in den Wohnungen der Herrschaft, sowie der Beamten vorkommenden Arbeiten zu verrichten, ebenso die zur Oekonomie gehörigen Säde und Beden zu nähen und zu flicken, ferner haben dieselben die Oekonomie-Gebäude zu tünchen und sonstige leichtere Arbeiten zu verrichten.
7. Die Adertnechte sind der Reihe nach als Ochsenhirten, Ochsentreiber zu verwenden; alle durch die Ochsen entstehenden Schäden hat der betreffende Ochsenhirt (okrés) zu vergüten.

11. Die Schafhirten sind verpflichtet, während der vorkommenden Pausen zu arbeiten und sind gehalten, nöthigenfalls ohne Zulage, auch in andere Meierhöfe der Oekonomie zu gehen.

12. Das Gefinde ist verpflichtet, an den bestimmten Orten der Reihe nach Nachwächterdienste zu leisten.

13. Trunkenheit, Fluchen und gegenständige Zänkereien ist strengstens verboten.

14. Wer bei einem Diebstahl — oder an der Verheißung eines von Anderen begangenen Diebstahls — ertappt wird, ebenso wer gegen irgend einen Punkt dieser Hausordnung verstößt oder sich dagegen auflehnt, wird mit sofortiger Entlassung bestraft, verliert jede ihm von der Herrschaft zukommende Bezahlung und hat derselben einen eventuellen Ueberschuß zurückzuerstatten.“

Jeder Kommentar zu diesen „Haus-Gesetzen“, gegen die jedes Zuchttaus-Reglement die freiestmögliche Verfassung ist, wird wohl überflüssig sein.

„Aber“, wird vielleicht ein unverbesserlicher Optimist einwenden, „in Bezug auf die menschliche Behandlung muß es doch besser geworden sein; die mittelalterliche Grausamkeit hat doch wohl den Bauern gegenüber aufgehört!“

Nun, auch diese grausame Behandlung besteht noch nach wie vor. Nicht nur, daß beim geringsten Anlaß die Peitsche des Oekonomie-Beamten auf ihren Rücken tanzt, sondern weit ärgere Mißhandlungen sind gang und gäbe; die geringste Einwendung, der zahnste Widerstand genügt — und der Stod der entmenschten Aultreiber jauch mit voller Wucht auf Gesicht und Kopf der Unglücklichen nieder.“

Nicht wahr, ein schönes Beispiel von der Internationalität der Ausbeutung? Und da wundern sich die Leute noch über die Internationalität der Ausgebeuteten!

Zur Krise in Deutschland.

Wir hatten in der vorigen Nummer ausgeführt, daß die gegenwärtige Krise insofern gegenüber den früheren Krisen ein wesentlich anderes Gesicht zeigt, als sie nicht eine durchgängige Abzuckrisis ist. Es ist keine solche ungeheure Ueberproduktion auf allen Gebieten vorhanden, wie das nach den Schilderungen früher der Fall gewesen sein muß. Aber die Geldkrise, welche die Folge der auf gewisse Gegenden und gewisse Branchen beschränkten Ueberproduktion war, hat alle Produktionszweige erfaßt. So kann man es sich erklären, daß z. B. die Börsemitarbeiter der „Neuen Fr. Presse“, die doch mit am besten informiert sind, den gegenwärtigen Zustand die Bezeichnung „Krise“ überhaupt absprechen. Ihre Erklärung ist ja freilich sehr mangelhaft. Die „Neue Fr. Presse“ schreibt: „Wie soll man die merkwürdige Thatsache erklären, daß so viele Krisen keine Krise hervorzurufen vermochten? Die Völker der Erde sind so enorm reich geworden... das jährliche Einkommen Englands, Frankreichs, Deutschlands und der Vereinigten Staaten beläuft sich gewiß auf über hundert Milliarden Mark... Kapitalisiren wir diesen Betrag, so gelangen wir zu einer Summe, welche den Kopf schwirren macht. Eine Krise bedeutet das Verschwinden von einer oder höchstens zwei Milliarden, und diese sind nicht einmal der taufendste Theil der Reichthümer...“ Eine wirkliche Abzuckrisis würde aber doch mehr verschwinden machen, die Verluste müssen doch in einem Verhältnis zu dem vorhandenen Kapital stehen, und wenn das Kapital so riesenhaft gewachsen ist, so müßten es die Verluste auch. Das Verhältnis mußte bleiben, und die Reichthumsvermehrung mußte in Folge dessen die Krisen geradezu großartig werden lassen. Das ist auch bis jetzt immer der Fall gewesen.

Vergleichen wir die Kurve einiger deutschen Kohlenpapiere!

	König Wilhelm	Harpenet	Hibernia	Laise Dieb.	Gelsenkirchen
1880:	271	323	244	166	211
1890:	40	110	185	120	176
Rückgang:	231	133	59	46	35

Oder die Kurve der wichtigsten Eisenpapiere:

	Bochum-Gucht.	Hader	Sächs. Gucht.	Bismarck-Hütte	Laura-Hütte
1889:	283	217	218	222	176
1890:	155	102	158	172	136
Rückgang:	128	115	60	50	40

Eisen und Kohle als die wichtigsten Artikel dürften wohl ausschlaggebend sein.

Ein Rückgang der Dividenden, welcher einem derartigen furchtbaren Kursfall entspräche, hat auf keinen Fall stattgefunden.

Bezüglich der Kohlenpapiere ist sehr instruktiv der Etat der fiskalischen Berg- und Hüttenwerke in Preußen, der für 91/92 sogar höhere Kohlenpreise voraussetzt, als die bisherigen; der „B. A.“ veröffentlicht außerdem gegenüber den Behauptungen der „Rhein-Westph. Ztg.“, daß die Bechen jetzt in die Zeit der ermäßigten Kohlenpreise eintreten werden, eine Reihe von Ertragsziffern einer namhaften Dortmunder Beche:

Die Ausbeute betrug, abzüglich aller Ausgaben, jedoch vor den Abschreibungen, per Tonne:				
Zu Durchschnitt per Monat	1887	1888	1889	1890
Januar—Juni:	0,94	1,32	1,32	4,00
Juli—Dezember:	1,13	1,44	2,42	4,63

Der Essener Kohlenbörsenbericht vom 2. Januar bewirkt, daß die Lieferungsrückstände durch den strengen Winter immer mehr anwachsen; für das erste Quartal seien die Bechen ausverkauft.

Die „Frankf. Ztg.“, Abendblatt, vom 12. Januar schreibt: „Die Preise sind hoch genug, um den Arbeitern gute Löhne zahlen zu können (thun's aber nicht) und den Arbeitgebern zu ermöglichen, reichliche Ausbeuten resp. Dividenden zu erzielen.“

Nicht ganz so günstig ist die Lage der Eisenindustrie; indessen immer doch noch so, daß derartige Kursrückgänge durch sie entschieden nicht verursacht werden können. So schreibt die „Frankf. Ztg.“, 1. Morgenblatt, vom 7. Januar vom Bochumer Gußstahlverein: „Wir erfahren, daß den Verwaltungskreisen sachliche Gründe für den neuerlichen Angriff auf den Aktienkurs nicht bekannt sind.“

Das Abendblatt vom 6. Januar derselben Zeitung schreibt von „Vereinigte Königs- und Laurahütte“ „Nach Berichten aus oberschlesischen, gut unterrichteten Kreisen schätzt man das Ergebnis des ersten Quartals (Juli—September 1890) auf etwa Mk. 1 700 000, oder rund 70 000 mehr, als die Parallelperiode des Betriebsjahres 1889/90 gebracht hat. Im zweiten Quartal (Oktober—Dezember 1890) waren die Werke voll beschäftigt, arbeiteten indessen mit niedrigeren Verkaufspreisen für Walzisen... der dadurch entstehende Ausfall dürfte indessen... gedeckt werden.“

Die „Monatshefte zur deutschen Statistik“ geben in der Uebersicht der Ergebnisse des deutschen Außenhandels im November 1890 die Ausfuhr der Eisenindustrie folgendermaßen an im Vergleich zu November 1889:

	Nov. 1890	Nov. 1889
	Toppelzentner	
Bruchisen	55 971	17 457
Ed- und Winkelisen	47 472	36 538
Eisenbahnwagen	155 682	119 117
Stabeisen	145 492	124 329
Luppenisen	33 842	19 500
Eisenplatten	49 584	46 932
Eisendraht	142 535	131 114
Ambosse	2 430	2 002
Eisenbahnwagenmaterial	23 827	17 232
Große Eisenwaaren	64 479	60 404
Drahtstifte	45 195	34 793
Feine Eisenwaaren	13 446	11 064

Also in jeder Position ist die Ausfuhr gestiegen, zum Theil ganz bedeutend.

Wir könnten die Aufzählung noch weiter fortsetzen. Aber das alles würde immer wieder das eine beweisen: Eine Ueberproduktion kann in den fraglichen Branchen nicht vorhanden sein, denn die Unternehmungen sind entweder nur sehr wenig in der Produktion zurückgegangen, oder stehen geblieben oder haben sogar ihre Produktion gesteigert.

Und trotzdem diese furchtbaren Kursrückgänge! Wir erinnern unsere Leser an den ersten Artikel über den Gegenstand in der vorigen Nummer. Wir hatten gezeigt, daß die Abjaktions eine Geldkrise zur Folge hatte. Die sonderbaren Kursrückgänge haben ihre Ursache in dem allgemeinen Verlangen nach baarem Geld.

Theilweise war es sogar schon zur Panik gekommen. Amerikanische Zeitungen berichten von Anläufen auf Banken; die Kreditoren der Banken verlangten in ihrer Angst alle auf einmal ihr Geld, natürlich der sicherste Weg, sie bankrott zu machen.

Wenn es auch bei uns nicht so weit gekommen ist, so war aber trotzdem die Noth am Baargeld allgemein.

So viel Geld, wie er erfahrungsgemäß braucht, hält natürlich jeder Geschäftsmann bereit. Wenn aber plötzlich aller Kredit aufhört und Alles in Baargeld abgemacht werden muß, so kann er den Ansprüchen natürlich nicht genügen.

Kann er sich auf keine andere Weise Rath schaffen, so erfolgt der Bankrott. Er steht vielleicht ganz gut. Den Passiva kann er genügend Aktiva gegenüberstellen. Er kann die Mäbiger verpfänden, indem er sie auf seine Schuldner verweist. Aber die Aktiva sind kein baar Geld, und man will baar Geld. Er kann auch kein Geld auf sie leihen — es hat eben Niemand etwas. Es nutzt ihm nichts, wenn er Inventar, Waarenlager, gute Wechsel, sichere Ausstände — wenn er alles vorführt: das ist kein Geld. Und es bleibt ihm nichts übrig, als der Bankrott.

Indessen, ehe er soweit kommt, wird alles Andere versucht. Wer nur irgend realisierbare Werte besitzt, stürzt auf die Börse und verkauft sie. Da kommen alle die Papiere zum Vorschein, die man sich gekauft hat vom Ersparten oder zurückgekommenen Geld, das man später wieder in's Geschäft stecken wollte; aber weil es nicht so lange brach liegen sollte, kaufte man sich Aktien dafür. Plötzlich wird jedes Papier auf der Börse ausgeben. Aber wer soll es kaufen? Es hat ja Niemand Geld. Und trotzdem man weiß, welchen Werth das Papier repräsentiert, welche Dividende es bringt — es finden sich keine Käufer, und da der Besitzer es um jeden Preis loszuschlagen muß, so sinken die Kurse natürlich immer tiefer und tiefer.

Beginnt aber erst einmal der Kursfall, so werden dadurch wieder eine Menge anderer Papiere nachgezogen, die nun auch auf die Börse kommen. Ein großer Theil unserer mittleren Leute spielt heimlich an der Börse. Das Risiko ist ja nicht so groß und man kann mit wenig Geld ganz ungeheure Summen gewinnen.

Diese Börsenspieler kaufen nicht das Papier, sondern sie fixen es nur. Das heißt, sie hinterlegen beim Banquier eine bestimmte Summe, welche die Kurschwankungen garantiert und lassen das Papier festhalten. Die häufigen Warnungen, welche die bessere Börsenpresse an das Kleinkapital vor derartigen Geschäften richtet, verrathen, wie sehr gerade die Kleinkapitalisten sich mit ihnen abgeben.

Bei den rapiden Kursstürzen der Papiere gehen natürlich diese Summen sämtlich verloren, die gezigten

Papiere werden frei und drücken nun noch weiter auf den Markt.

Zimmer ist es das kleine Kapital, das den Schaden und das große, das den Vortheil hat. Ganz abgesehen davon, daß das große Kapital die Kurschwankungen immer mehr oder weniger zu seinen Gunsten beeinflussen kann, was dem Kleinen nicht möglich ist — bleibt ja eben in der Krise das Großkapital allein als Käufer auf dem billigen Markt. Die Kleinen müssen loschlagen, und die Großen, die das Geld haben, können gemächlich warten, bis die Kleinen billig genug anbieten. Jeder Pfennig, den der Eine verliert, gewinnt ein Anderer; und da der Eine immer ein Kleiner, der Andere immer ein Großer ist, so wird die Konzentration des Kapitals natürlich sehr gefördert.

Da er sich so oft schon an der Börse die Finger verbrannt hat, so hat das Kleinkapital einen begreiflichen Haß gegen alles, was mit der Börse nur entfernt zusammenhängt; daher die Wuth z. B. der Gelehrten des „Volk“ gegen Kredit, Bankkurse, Börse, Zinsen, Wechsel, Papiere, und so fort. Wir verstehen den Schmerz der edlen Seelen, und wenn wir sie trösten können, so soll es nicht an uns liegen, wenn ihre Thränen ungetrocknet bleiben. Wir versichern ihnen, daß die Börse das schönste Werkzeug der Selbstvernichtung des Kapitalismus ist, und daß sie aufs Schönste, wenn auch nicht den stöderisch-hohenprieesterlichen, so doch den sozialistischen, herausarbeitet.

Allerdings liegt dem Kleinbürgertum nichts an diesem Trost, und es mag ja auch traurig für die Betroffenen sein, wenn sie ihr ehrlich erbeutetes Geld sich an der Börse müssen abjagen lassen. Selber erarbeitet ist es ja nicht; aber es kommt ihnen doch so vor, als wenn es selber erarbeitet wäre.

Und dabei ist da gar kein Ausweg! Wer ein kleines Vermögen hat, was soll der machen? Wenn er ein Geschäft gründet, so droht ihm das Großkapital, das ihm eine solche Konkurrenz macht, daß es zu Grunde geht. Es bleibt ihm nichts übrig, wie sein Geld „auf Zinsen zu legen“. Aber alle Leute können es doch nicht zur Sparrkasse tragen oder auf Hypotheken legen! Es bleibt ihnen ja nichts weiter übrig, sie müssen Industriepapiere kaufen. Industriepapiere sind aber eben solchen Schwankungen unterworfen, wie z. B. gegenwärtig, selbst die besten.

So trägt alles dazu bei, die mittleren Klassen zu vernichten und dem Proletariat nur eine einzige Klasse gegenüber zu lassen, die Großbourgeoisie.

Zur Webernoth.

Die „Kreuzzeitung“ bringt einen Aufruf eines Pfarrers, der die Webernoth in der Grafschaft Glatz in erschütternder Weise schildert. Wir geben ihn hier unverfälscht wieder:

„Allen, die mir bisher geholfen haben, bei dem namenlosen Elend hiesiger Gegend lindernd einzugreifen, herzlichen Dank! Gott der Herr vergelte es ihnen! Leider bin ich völlig außer Stande, bei der vielen Arbeit, die augenblicklich auf mich lastet, die einzelnen Zuschriften, Anfragen u. s. w. zu beantworten und den einzelnen Gebern zu danken, ich werde es aber so bald als möglich nachholen. Durch die bisher an mich eingesandten Gaben ist es mir möglich geworden, die Volkstüche täglich zu öffnen und, wo es noth thut, das Essen umsonst zu geben. Hausweis strömen die Leute auch aus der fernern Umgegend herbei. Von morgen an werde ich Nahrungsmittelvorräthe und Kohlen zu halben Preisen, beziehungsweise umsonst an die Weber der Umgegend vertheilen lassen. Die Gemeindevorsteher und Lehrer der umliegenden Ortschaften helfen mir bei der Kontrolle. Die Noth ist beständig im Wachsen. Trotz der vielen und reichen Gaben, die ich schon empfangen habe, höre ich nicht auf zu bitten. Hilfe! Erbarmen!“

In den letzten Tagen war ich in Goldbach, wohnt mich der Weg nur selten fährt, da nur wenige Glieder meiner Gemeinde daselbst wohnen. Eine kurze Schilderung der dortigen Zustände soll ein Bild geben, wie es hier aussieht: Durch oft meterhohe Schnee, auf weitem Umwege, der direkte Weg war für Schlitten zu gefährlich, die Goldbacher können jährlich höchstens 20 Mk. für Unterhaltung ihrer Wege ausgeben, gelange ich in's Dorf. Beim Gemeindevorsteher, einem armen Weber, der gerade dabei ist, einen Hilferuf für seine Gemeinde an den Provinzialarmen-Verband auszuarbeiten, erfahre ich folgendes: Goldbach zählt 712 Seelen, zum größten Theil Weber. Einkommensteuerpflichtige giebt es nicht. — Klassensteuerpflichtig sind 2, schreibe zwei Einwohner: der Müller und der Lehrer. Der Gemeindevorsteher nennt mir im Handumdrehen 18 Familien, deren sämtliche 30 Mitglieder als Greise, Waisen, Krüppel, Blinde, Irre, Epileptische durchaus erwerbsunfähig sind, d. h. nichts, garnichts haben. Für diese Allerärmsten (Aermste giebt es noch genug) bringt die arme Gemeinde jährlich 58 Mk. auf, Mehr hat sie nicht. Stiftungen sind nicht vorhanden, auch sonst keine Geber. Wovon leben aber die 18 Familien, die 30 Aermsten? Hilfe.

Mit dem Gemeindevorsteher besuchte ich mehrere Wohnungen der armen Leute, selten war eine, wo ich nicht einen Schwerkranken, oder Verkrüppelten oder gar Blöden (deren es hier verhältnißmäßig viele giebt) antraf. Und wer beschreibet das Elend auch der Gesunden? Niedrige Stuben, vöthet, verdorbene Luft, halbnaakte Kinder, am rasselnden Webstuhl sitzen im schlecht geheizten Raum die

bleichen, abgehärmten Gestalten. Sie arbeiten, arbeiten rastlos, schon seit morgens 5 oder 6 Uhr, viele auch die Nacht hindurch, keine Sekunde darf verloren werden. Nun reißt der schwache Faden, es muß geknotet werden, ach wenn die Waare nur angenommen wird! Wie oft schon wurde sie zurückgewiesen und der Verdienst eines Tages, einer Woche ging verloren! u. s. w. Kinder seid fleißig! spult eifrig! Vielleicht werden wir mit dem Stüd bis Sonntag fertig, dann gehen wir zusammen zur Stadt zur Kirche und dann bekommen wir beim Wollausgeber 4 Mk., ach hoffentlich! Und der Webstuhl rasselte weiter, in der Stube wird es immer kälter und dunkler, doch das theure Holz — Kohlen konnten schon lange nicht mehr gekauft werden — muß gespart werden. Das kleine Lämpchen wird trotz des Qualms, trotz der schwierigen Arbeit, niedrig geschraubt, damit bei den kurzen Tagen nicht zu viel Petroleum verbrennt. So geht es einen wie den anderen Tag, wie in dieser Hütte, so in jeder anderen, wie in Goldbach, so hier fast überall.

Ich lasse zum Schluß ein Gutachten des Gemeindevorstehers von Goldbach über den Verdienst eines Webers, welches er nach wiederholter Vernehmung und nach dem Hinweis, daß er dasselbe vor Jedermann müsse vertreten können, abgab, folgen:

Gutachten des Gemeindevorstehers Sammed in Goldbach, über den Verdienst eines Webers.

Der Weber verdient bei täglicher Arbeit von früh 6 Uhr bis 10 oder 11 Uhr Abends höchstens sechs Mark wöchentlich, durchschnittlich vier Mark, dabei müssen ihm noch zwei bis drei Personen spulen helfen. Davon geht ab eine Auslage (Stärke zur Schlichte, wöchentlich 0,50 Mk., ferner der eine Stunde weite Weg zur Ablieferung der Waaren und Abholung der Garne. Als Erschwerniß für die Herstellung der Weberwaaren dient noch folgender Umstand: Zur Handweberei werden nur solche schlechte Garne geliefert, die zur Verarbeitung auf der Maschine nicht verwendbar sind. Infolge dessen ist der Weber genöthigt, durch häufiges Knäpfen der Fäden unter erschwerten Umständen zu arbeiten und Zeit zu verlieren, auch hat er für unvermeidliche Fehler, die infolge dessen eintreten, Abzüge bei Ablieferung der Waaren zu erleiden; welche für das Stüd, das etwa eine Woche Arbeit erfordert, 50 Pf., auch 3 Mk., ja sogar Verlust des ganzen Wochenlohnes betragen. Letzteres kommt recht oft vor. Goldbach, Grafschaft Glatz, den 10. Januar 1891. Sammed, Gemeindevorsteher.“

Ich schlicke mit dem nochmaligen Ruf: Hilfe! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Reinerz, Grafschaft Glatz, den 11. Januar 1891. Ernst Klein, Pastor.“

Dem ist nichts hinzuzufügen. Diese Schilderungen des Elends, nicht von unzufriedenen Arbeitern herrührend, nicht von Sozialisten, die die Leute aufrütteln wollen, sondern von einem Pastor, dessen Amt ja darin besteht, die Leute ruhig zu halten und ihnen die nöthige „Zufriedenheit“ einzureden — bedürfen keine Ergänzung.

Und angesichts dieser Unglücklichen, die durchschnittlich vier Mark wöchentlich verdienen, wagt dieses konservative Pad im Reichstag zu behaupten: die Löhne sind gestiegen!

Angesichts dieser Unglücklichen, die den Bettelstod bei ihren Ausbeutern und Unterdrückern müssen herumgehen lassen, um ihren Hunger zu stillen, hat es die Stirn, die Bille aufrecht zu erhalten, um die Hungergroßen jener Elenden in die Tasche stecken zu können.

Angesichts dieser Unglücklichen wagen die konservativen Raubritter, die durch ihren bis in die letzte Vergangenheit gerade in Schlefien am unverschämtesten praktizierten Landdiebstahl sie ihren jetzigen Ausländern in die Hand getrieben haben, sich pharisäisch an die Brust zu schlagen und ein paar Bettelpennige in den Klingelbeutel zu werfen, die ein Pfaffe schwingt.

Ev. Math. 23, 5: Alle ihre Werke aber thun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden.

23: Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr verzehnet die Münze, Tüll und Kümmel und laßt dahinter das Schwerste im Gesetz.

24: Ihr verblendeten Leiter, die ihr Mäcken seiget und Ameisen verschlucket.

Vom Reichstag.

44. Sitzung.

Fortsetzung der Berathung der Anträge Ruer und Richter auf Revision des Posttarifs. Man hält die Junter immer noch für anständig.

Abg. Wiffen (wiltbll.): Die Bille kommen nur dem Großgrundbesitzer zu Gute und befördern dessen Wachstum. Diese Ausbreitung des Großgrundbesitzes ist mehr Schuld an der Entvölkerung des platten Landes als die Industriezölle. Wenn man den Kupen der Bille mit der lex Duene begründet, so ist nicht zu vergessen, wie die Gelder aus diesem Gesetz verwendet werden. In meinem Kreise sind sie dazu angewendet worden, Polizeibeamte gegen die Sozialdemokraten anzustellen.

Abg. Jörn v. Sulach (kons. Ell.): Die Bauern haben in Elbich-Lothringen sich für die Aufrechterhaltung des Posttarifs ausgesprochen, ja sie wollen noch eine Erhöhung (dabei haben ca. 80 pCt. einen so kleinen Grundbesitz, daß sie nicht verkaufen können). Sie wollen unabhängig sein vom Zwischenhandel und von der Börse (nämlich um das Geld selber einzusparen, was der Zwischenhandel verdient). Die Herren Künstler, welche immer von einer rationaleren Landwirtschaft sprechen, vergessen ganz, daß die Landwirtschaft sich nicht vom Katheber machen läßt. (Weißweid!) Die Landwirtschaft braucht man nicht zu lernen, das kommt von selbst, wenn man nur die Mistforke schwingen kann.)

Abg. Dillinger (B.-P.): Vor einem Jahre hat ein Regierungsvertreter für Baden gesagt, wenn er auch einer mäßigen Erhöhung der Getreidezölle sympathisch gegenüberstehe, so müsse er doch die Meinung auf das entschiedenste bekämpfen, als ob dadurch die Lage der kleinbäuerlichen Bevölkerung, welche am meisten hilfsbedürftig wäre, irgendwie neuwertig gebessert würde. Wie kann aber ein Regierungsvertreter so etwas sagen! Wofür wird denn der Mann bezahlt!

Graf Hoensbroech (Zentr.): Die Sozialdemokraten fürchten, daß die Zufriedenheit der Arbeiter wachsen wird, wenn die Löhne steigen in Folge des Schutzzolls. (Nu äben, deshalb ja gerade!) Sie wollen künstlich den Grundbesitzer vom Grund und Boden trennen. (Haben ja Ihre Vorhaben gethan, werther Herr, als sie den Gemeinden ihr Land stahlen.) Sie wollen ein ländliches Proletariat schaffen. (I wo! Wie dächten, das gäb's schon! Ah, da haben wir uns also getrennt, die Landarbeiter sind alle die reinen Grundbesitzer und leben nur von Äufern und Champagner! Solche Schlemmer!) Alle anderen Absichten sind Lug und Trug. (Jetzt hat er's uns aber gegeben, jetzt haben wir uns jetzt weg!) Ihre Sprache von den traurigen Verhältnissen der ländlichen Arbeiter ist die der Schlange im Paradies.

Abg. Dr. Barth (B.-P.): Die Verteidiger der Schutzzölle suchen fort und fort begründet zu machen, daß die Getreidezölle notwendig sind, um den Bauern zu schützen. Wird aber wirklich hier das Interesse des landwirtschaftlichen Gewerbes gewahrt? Das landwirtschaftliche Gewerbe als solches hat gar kein Interesse an den agrarischen Zöllen. Sie unterscheiden nicht genug zwischen dem Gebauer und dem Besitzer des Grund und Bodens. Der eigentliche Zweck der Agrarzölle besteht darin, den Werth von Grund und Boden zu steigern. Am 28. November 1884 hat der Staatssekretär von Vergahrt uns noch erklärt, wenn die Getreidezölle das erfüllen, was sie sollen, so werden sie den Preis von Grund und Boden steigern.

Die heute hier vertretene Ansicht, daß die Zölle den Getreidepreis nicht erhöhen, hat Herr von Dellbort 1887 noch einen Trost für schwache Gemüther genannt. Es kommt mir beinahe vor, als ob das Gemüth des Herrn von Dellbort jetzt schwach wäre, und er sich selbst diesen Trost spendete.

45. Sitzung.

Fortsetzung.

Abg. Schulze (Soz.): Die Belastung durch die Zölle auf den Kopf der Bevölkerung hat sich in 10 Jahren um das Siebenfache vermehrt. Wenn das so weiter geht, wird es zu einer allgemeinen Verarmung kommen, denn die Lasten werden hauptsächlich von den unbemittelten Klassen getragen. Die Erhöhung der Getreidezölle hat die ehemals reiche Stadt Königsberg an den Rand des Ruins gebracht, sie hat eine allgemeine Arbeitslosigkeit dabelst hervorgerufen.

Die Arbeitslosigkeit ist durch die Schutzzollpolitik nicht vermehrt worden. Im Gegentheil, die Arbeitslosigkeit hat sich trotz der sozialen Reformen vermehrt. Wenn wirklich eine Erhöhung der Löhne eingetreten ist, was ich bestreite, so steht dem gegenüber die höhere Belastung durch die Lebensmittelpreise um 20-30 pCt. Ist das nicht der Beweis eines Nothstandes, wenn die Leihämter in Berlin fast besäht werden? Schicken Sie doch einmal wirtliche Bauern als Abgeordnete in den Reichstag, dann werden Sie hören, was die zu dieser Frage sagen.

Abg. Graf Mirbach (Soz.): Erreicht haben Sie bisher lediglich eine große Beunruhigung, vor Allem in den Kreisen, die Hypotheken auf Gütern stehen haben. Allen denen, die jetzt beim Jahreswechsel in Geldverlegenheit waren, haben Sie einfach ihre Existenz abgeschnitten. Die Sozialdemokraten haben bei den letzten Wahlen

es mit Entrüstung zurückgewiesen, daß fremde Arbeiter, Chinesen, von der Landwirtschaft angenommen werden sollen. Wenn aber der Arbeitgeber nicht geschützt ist gegen die billigen Preise des Auslandes, dann muß man ihm auch die Möglichkeit geben, sich billige Arbeiter zu verschaffen, wo er sie findet. (Das nennt man „Schutz der nationalen Arbeit“.)

Abg. Schumacher (Soz.): Ich habe namens meiner Fraktion zu erklären, daß wir, weil unser Antrag als Gegenentwurf in dieser Session wahrscheinlich nicht zur Erledigung kommen wird, und weil wir jede Erleichterung der Zölle mit Freude begrüßen, für die Anträge Richter stimmen werden.

Nachdem noch Abg. Richter das Schlusswort erhalten hat, wird der Antrag Richter mit 106 gegen 210 Stimmen abgelehnt. Dafür stimmen geschlossen: Freisinnige, Sozialdemokraten, Volksparteier, die meisten Liberalen, von den Nationalliberalen die Abg. Haste und Hoffmann und von den Deutsch-Hannoveranern die Abg. v. d. Deden und Fehr. v. Minnigerode.

46. Sitzung.

Es werden Nachprüfungen verhandelt; ohne besonderes Interesse; da ja die Wahlbeeinflussungen und Korruptionen satfam bekannt sind. So wird z. B. in Mecklenburg eine freisinnige Wahlversammlung am Sonntag verboten, eine konservative aber nicht, weil die Freisinnigen Spektakel machen und die Konservativen artig sind. Und so fort.

47. Sitzung. (Die zweite Beratung des Etats.)

Abg. Richter fordert Diäten für die Reichstagsabgeordneten. (Da kann er lange warten. Die Diätenlosigkeit ist ja das Gegenstück gegen das allgemeine Wahlrecht, damit nicht zu viel Plebejer in den Reichstag kommen, sondern immer nur hübsch ordentliche Leute, die's bezahlen können.)

Abg. v. Kendorff (Rp.) bepricht die Folgen der Trunksucht, an die über 55 pCt. aller Verbrechen zurückzuführen sind, und befragt ein Einschreiten des Staates zur Bekämpfung derselben. (Das nennt man nämlich Moral. Erst läßt man den Arbeiter sich halb tot arbeiten, raubt ihm alle Fähigkeit zu höheren Lebensgenüssen und läßt ihm als einzigen Trost den Schnaps; und wenn er dann zu faulen anfängt, so heißt es: das Schwein, nichts wie laufen kann er! Stecht den Kerl in's Loch, wenn er nicht aufhört.)

Abg. Warm (Soz.) Wir sind energische Gegner der Trunksucht, und gerade diejenigen Arbeiter, die dem Schnaps huldigen, sind im Allgemeinen nicht Sozialdemokraten. Aber wir werden es niemals billigen, daß der Trunksucht mit Strafmitteln entgegengetreten wird, welche die Opfer der bestehenden Verhältnisse treffen. Der vortreffliche Bericht des badischen Gewerbeberaths zeigt Ihnen, wie die Trunksucht erwächst auf dem Boden der schlechten Ernährung, des mangelhaften Lohnes, der aufregenden Arbeit. Der Arbeiter muß zum Nejmittel des Schnaps greifen, und er muß den schlechtesten nehmen, weil Sie den Branntwein verteuert haben. Die Abnahme des Konsums haben Sie nicht erreicht; der Konsum hat zugenommen. Die Kontrolle durch die Gewerbeämter ist nicht ausreichend, es giebt Arbeiter, die in zehn, in fünfzehn Jahren keinen Gewerbeberath zu sehen bekommen. Ich möchte um eine Aufklärung darüber bitten, warum in Sachsen die Zahl der zu kontrollierenden Betriebe so erheblich bechränkt worden ist. Der Kreis der beaufsichtigten Unternehmungen ist überhaupt zu eng. Ein großes Manufakturgeschäft beschäftigt 300 Kinder täglich zwölf Stunden lang, der Fabrikinspektor konnte nicht einschreiten, weil es sich nicht um eine Fabrik handelte. Die Einrichtung der Gewerbeinspektoren kann nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn die Arbeiter Vertrauen zu ihnen haben. Jetzt wird eher darauf ge-

achtet, daß nicht die Industrie, d. h. der Unternehmer Schaden leidet.

Abg. Bebel (Soz.): Wenn Herr v. Kendorff Maßregeln gegen die Trunksucht wünscht, so mag er dabei nicht nur an den Branntweingenuß des Arbeiters, sondern auch an das übermäßige Biertrinken auf den Universitäten denken.

48. Sitzung. (Die zweite Lesung des Etats wird fortgesetzt.)

Titel 16 enthält den Reichszuschuß für die Alters- und Invaliditätsversicherung mit 6 213 510 M.

Abg. Dr. Puhl (nl.): Die in diesem Jahre schon zahlbare Altersrente hat im Volke das schwierige Gesetz bereits jetzt erträglich gemacht, sie hat jetzt schon wohlthätig gewirkt. (Davon haben wir noch nichts gemerkt.)

Staatssekretär v. Voeltcher: Je mehr die Leute sich an das Alters- und Invaliditätsgesetz gewöhnen, um so schmachvoller werden sie es finden. (Habens schon im Magen.)

Literarisches.

Im Verlag von J. Schabelitz, Zürich, ist erschienen:
Citanello, Jonathan Schlenkians Höllereise. Preis 80 Pf.
Aug. Hessel, für Wahrheit und Recht. Pr. 1 Mark. —
 Zeitungs- und Lesestoff. Preis 60 Pf.
J. von Hommersfeld, Das neue Heil. Preis 80 Pf.
 Besprechung vorbehalten.
Freie Verlagsanstalt Berlin:
Bruno Wille, Einflüßer und Geistesoffe. Gedichte. Preis 65 Pf.
 Besprechung in nächster Nr.

An unsere Leser!

Den Parteigenossen zur Nachricht, daß alle Beschwerden die „Volks-Tribüne“ betreffend, an folgende Herren zu richten sind und zwar möglichst schriftlich:

- W. Bach, Mariannenplatz 24 bei Mahn.
- K. Grau, Wendenstr. 2, vorn 3 Tr.
- W. Hamann, Elisabeth-Ufer 56.
- Rob. Schmidt, Stralauerplatz 23, H. 1 Tr.
- Aug. Dietrich, Fruchtstr. 46, vorn 2 Tr.
- Otto Lambrecht, Landsbergerstr. 16, Querg. 2 Tr.
- Eugen Ernst, Hufitenstr. 88, Hof 1. 1 Tr.
- Emil Börner, Stralunderstr. 69, v. 2 Tr. b. Köhler.
- Alb. Warbs, Rixdorf.

Da vielfach Beschwerden über die unpünktliche oder Nichtlieferung der „Tribüne“ seitens einiger Expediteure laut geworden sind, so eruchen wir die Genossen, uns dieselben namhaft zu machen.

Die Preßkommission.

Sozialdemof. Wahlverein des 6. Berl. Reichstagswahlkreises.

Große öffentl. Versammlung

am Dienstag, den 27. Januar, Abends 8^{1/2} Uhr
 im Lokale des Herrn Knebel, Badstr. neben Weimanns Volksgarten.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Reichstagsabgeordneten H. Förster.
 2. Diskussion.
 3. Verschiedenes und Fragelasten.
- Wäste haben Zutritt. Der Vorstand.

Agitations-Nummern

der „Berliner Volks-Tribüne“ stehen unseren Freunden gratis zur Verfügung.

Der Arbeits-Nachweis

der Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Rannstr. 78, im Restaurant Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9^{1/2} Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11^{1/2} Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.

C. A. Sachse

Berlin SW., Teltower-Strasse 13.

Zu Hochzeitsfeierlichkeiten

empfehle außerordentlich tüchtige Klavierspieler zu Tanz, Unterhaltung, Begleitung zum Gesang. Kleine Musik-Kapelle, renommierte Künstler-Spezialitäten, Mimiker, Gesangs-Humoristen, Duettisten, Zauberkünstler zu den feinsten Bedingungen.

Arrangement von Festlichkeiten.

Volterabende, Theater-Aufführungen, Kunstige Scherz-Kostüme mit Ueberrassungen, Humoristische Schattenpuppentheater, Kinderbälle, Fastnachtsspiele, Tafel-Lieder, Hochzeitsopfer, Carmen mit eigenartigen Musik-Aufführungen. Jeder Auftrag wird kostenlos und prompt ausgeführt. Insinuit besteht seit X Jahren in Berlin.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Strasse Nr. 1, (in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.

Toppflanzungen, Bouquets etc. gut u. billig. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Verantwortlicher Redakteur:

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugchriften.

Soeben erschien Heft 9:

Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel für die Schulen des Volkes.

Von Hans Müller-Zürich.

32 Seiten. Preis 15 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richtet man an die be-annten Kolporteurs oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“
 Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Verein zur Regelung der gewerbl. Verhältnisse der Töpfer Berlins und Umgegend.

Mittwoch, 28. Januar, Abends 6^{1/2} Uhr, in Schmidel's Salon, Alte Jakobstr. 32

Ordentl. General-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Bericht der Rechnungs-Kommission und Neuwahl derselben.
2. Kassenbericht pro 4. Quartal 1890 und Bericht der Revisoren.
3. Neuwahl der Hilfs-assistenten.
4. Verschiedene Vereinsangelegenheiten.

Zahlreiches und pünktliches Erscheinen ist notwendig. Quittungsbuch legitimirt. Der Vorstand.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle, verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet. Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Kolporteurs gesucht.

Anträge an die Administration der „Glühlichter“, humoristisch-satirisches Arbeiterblatt, Wien, I., Am Bergel Nr. 1. Reich illustriert, kolorirt! Guter Abfahrtpartikel! Großer Rabatt!

Nummer 15 (12. April 1888) der „Berliner Volks-Tribüne“ wird zu kaufen gesucht im Arbeits-Nachweis, Dresdener-Strasse 116.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Albert Auerbach,

Berlin S., Goltbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder. Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Bahnhalle des Metallarbeiter-Verein und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.